Staatliche Bibliothek
Regensburg

III. 520.1.
Germ. 165/1
Schweichtgen

Rosmaesler del. G. Schule sc. 1804

Das waren mir selige Tage!

Die Liebe am See bei Vollmersgrün.

Von

J. G. D. Schmiedtgen.

Erster Band.

Mit 1 Titelkupfer.

Neue Ausgabe.

Eisenberg,
bei J. W. Schöne und Komp.
1807.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Germ.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

165/1

Dem

Her

Magist

zu Zirka bei Bi

Dem

Herrn

Magister Balde,

zu Zirka bei Birnbaum in Südpreußen.

gewidmet.

Wenn ich Dich wiedersähe,
Wochen mit Dir mir so verg
mals, da wir beide gem
Wahrheit forschten, und
ben mit allen Vermö
begegnisse noch vor
mir jeder Augenblick

Zum Beweis
dies Leben wo
nimm mein Bu
met. Denke,
einst bestäu
erblickst,
an mich

Wenn ich Dich wiedersähe, wenn einige Wochen mit Dir mir so vergingen, wie damals, da wir beide gemeinschaftlich nach Wahrheit forschten, und das männliche Leben mit allen Verworrenheiten der Erdenbegegnisse noch vor uns hatten; wie wäre mir jeder Augenblick so lieb!

Zum Beweise des Sehnens, das für dies Leben wohl unerfüllt bleiben wird, nimm mein Buch, was mein Herz Dir widmet. Denke, wenn Du es liesest und dann einst bestäubt unter Deinen Büchern wieder erblickst, — denke mit Deiner trauten Lotte an mich!

Die
Liebe am See
bey
Vollmersgrün.

Erster Theil.

Morgen hatte er seinen Freunden Antwort versprochen; und noch war er nicht mit sich einig. Er sah voraus, daß er ihre dringenden Bitten nicht ganz zurückweisen könnte; daher dachte er nur darauf, wie er theils die Veranstaltungen zu seiner Begleitung, theils ihre Ausführung selbst, zu beschränken im Stande wäre.

Der morgende Tag kam, und von Klett und von Waldinger waren schon vor der bestimmten Zeit auf seinem Zimmer. „Nun lieber Felseck?“ war ihre Frage, und ihre Mienen zeigten nur zu deutlich, daß sie eine bejahende Antwort von ihm erwarteten.

„Freunde, erwiederte von Felseck, und nahm sie bei der Hand, soll ich Euch jetzt noch einmal sagen, wie werth mir Eure Freundschaft war? wie werth mir selbst Eure Bitte ist, mich so glänzend und so zahlreich als möglich begleiten zu dürfen? Gewiß ich erkenne Eure Liebe; allein Ihr wißt auch meine Grundsätze. Sagt selbst: — wie sehr stünde mein akademisches Leben mit einer sogenannten solennen Begleitung im Widerspruch. Ich lebte einfach für meinen Zweck; und mit Prunk sollte ich scheiden?"

Von Klett. Du gehst ja weg, weit weg von hier, was kann also — —

Von Felseck. Ich verstehe dich: aber soll ich bloß auf mich und meinen unbescholtenen Ruf Rücksicht nehmen? Müssen nicht Beispiele vorangehen, wenn andere vom Gewöhnlichen schneller abweichen sollen? Laßt mich ein solches Beispiel seyn.

Von Waldinger. Du betrachtest die Sache aus einem rauhen Gesichtspunkte.

Felseck. Mit nichten. Ich gebe vielmehr zu, daß eine Begleitung von Euch beiden, und vielleicht noch von sechs andern unserer Freunde, meinem Herzen in der Zukunft die angenehmste Erinnerung geben würde. Allein wenn schon eine Gesellschaft von achtzig und hundert Personen sich dazu vereinigt; so ist nicht mehr bloß Freundschaft die Triebfeder, sondern die Begierde, Aufsehen zu erregen.

Klett. Wenn wir Dir aber versprechen, daß alles gesittet zugehen soll?

Felseck. Das könnt Ihr nicht. Einem so gemischten Haufen läßt sich bei solchen Gelegenheiten ein durchaus gleich sittliches Gefühl nicht mittheilen. Ueberdies lassen sich auch die unvorhergesehenen Zufälle nicht be-

rechnen, welche zu Unordnung und Zwist Anlaß geben können.

Klett. Du bist zu ängstlich.

Felseck. Sage lieber besorgt, und zwar für Euch.

Waldinder. Wie so?

Felseck. Weil Ihr als Anführer der beiden Colonnen die meiste Verantwortung haben würdet. Und nun der Aufwand!

Waldinger. Nach der getroffenen Verabredung haben wir von allen nichts zu befürchten. Was aber den Aufwand betrifft; so weißt Du ja, daß alle die welche mitreiten, ihre Kleidung noch vom letzten Vivat haben. Die Miethe für die Pferde ist das einzige, nebst dem, was an dem Orte aufgehet, bis wohin wir Dich begleiten.

Klett. Lieber Felseck! (Ihn um den Hals fallend) Nur diese Bitte erfülle uns noch.

Felseck. Nun wohl, ich will Euren freundschaftlichen Wünschen willfahren, wenn Ihr mir erlaubt folgende Bedingungen zu machen: — Daß ich mich bei Euch in den Wagen setze, weil Ihr nicht weit vom Thore wohnt, und der Zug nicht durch die ganze Stadt gehen darf; — daß keine blasenden Postillione voranreiten, und — daß ich Maaßregeln für den Aufwand geben darf, den Ihr an dem Orte machen werdet, wo ich mit Euch zum letztenmal zusammen bin.

Waldinger. Wie verstehst Du das?

Klett. Willst Du vielleicht noch einen Abschiedsschmauß geben?

Felseck. Wenn ich das wollte, so müßte ich mir in dem Augenblick widersprochen haben. Abschiedsschmäuße von der Art, wie Du jetzt glaubst, daß ich einen geben will, sind oft in der Folge die Veranlassung zu einer reuigen Erinnerung an die Verir-

rungen, die so häufig beim letzten gemeinschaftlichen Becherklang vorfallen; statt daß sie eine süße Rührung erzeugen sollten.

Waldinger. Um so weniger verstehen wir Dich.

Felseck. Laßt mich in Vorschlag bringen, auf welche Art die Ausgabe auf der grünen Eiche verwandt werden soll.

Klett. Du weißt schon, daß wir Dich bis dahin begleiten?

Felseck. Ich vermuthe es. — Nun wollt ihr das? Eure Hand!

Waldinger. Du bleibst doch sonderbar! Wohlan!

Klett. Aber Du wirst doch —

Felseck. Seyd ohne Sorgen; ich glaube Euer Herz und Verstand beide werden mit meinem Vorschlage zufrieden seyn.

Waldinger. Und wie willst Du, daß das Geld —

Felseck. Jetzt nicht, jetzt nicht. Erst auf der grünen Eiche.

Waldinger. Aber einige Vorbereitungen sind doch nöthig?

Felseck. Nein, Freunde. Vorbereitungen schwächen gewöhnlich den Genuß selbst, und ich möchte Euch gern mit meinem Vorschlage überraschen.

Klett. Gut denn, wie Du denkst.

Von Felsecks Abreise war auf die Mittwoche vestgesetzt worden. Seine Busenfreunde trafen also alle Veranstaltungen, welche zu seiner Begleitung nöthig waren. Freilich hätten sie gewünscht, daß er ihren Plan, ihn mit Musik und Fahnen begleiten zu dürfen, nicht vereitelt hätte: aber theils kannten sie seine Grundsätze, und ehrten sie, theils war auch die Zeit zu kurz, um weitläuftige Bestellungen zu machen.

Früh um acht Uhr setzte sich am bestimmten Tage von Felseck in den Wagen. Voran ritten funfzig in rothen Collets mit Silber; hinter ihm kamen sechs Wagen; und funfzig in blauen Collets mit Gold, beschlossen zu Pferde den Zug. Die Ordnung welche dabei herrschte, die Feierlichkeit des Ganzen, und die Geräuschlosigkeit, in welcher der Zug durch die Vorstadt ging, zeichneten ihn nicht nur vor den gewöhnlichen sehr aus, sondern theilten ihm auch den eigenthümlichen Charakter einer Begleitung mit. Die versammelten Zuschauer der Stadt gingen und standen bescheiden und sittlich auf beiden Seiten desselben, — die Feierlichkeit theilte sich auch ihnen mit, und die Gerichtsdiener sahen ruhig von ferne zu, und schüttelten verwundernd den Kopf, weil sie vielleicht noch nie eine so friedliche Menge beisammen gesehen hatten.

Die Straße führte durch anmuthige Saatfelder, Wiesen, kleine Gehölze, Dörfer und über bewachsene Hügel. Die so angenehme Abwechselung hatten Felsecks Freunde — Klett und Waldinger zu einer rührenden Absicht benutzt. Als der Zug durch Erdmannshausen gekommen war, und sich einem hohlen Wege näherte, fielen von den benachbarten Hügeln die Töne einer sanften Musik ins Thal hinab. Trennung kündigten die Töne an, Trennung das Lied.

Lebe wohl!
Innig liebten wir,
Theuerster, in Dir,
Aechten Menschensinn.
Ach sie sind verschwunden
des Genusses Stunden;
alle sind sie hin!

Lebe wohl!
Deine Männlichkeit, —
Deine Herzlichkeit

zog uns vest an Dich!
Herz an Herz geschlossen,
o — wie viel genossen
wir gemeinschaftlich!

Lebe wohl!
Bleibe wie Du bist;
denn dadurch versüßt
sich der Trennung Leid.
Sehn, — so gut und bieder,
wir dereinst Dich wieder,
welche Seligkeit!

Thränen fielen aus Felsecks Augen. — „O meine Brüder!“ sagte er zu Klett und Waldinger, die an seinen Wagen kamen, und drückte ihnen schweigend und mit Rührung die Hand. Mächtig sprach diese Ueberraschung an sein Herz. Der Wagen hielt eine Weile, die beiden Colonnen standen stille, und feierlich verlohren sich die Töne der Musik am jenseitigen Abhange der gegenüberstehenden Hügel.

Im Kettenthal, welches in der Mitte des Weges von der Stadt bis zur grünen Eiche lag, wurde diese Ueberraschung wiederholt, und eine ähnliche seinen Empfindungen angemessene Musik empfing ihn bei der grünen Eiche selbst.

Dieser Gasthof war der gewöhnliche Ort, wohin die Begleitungen gingen. Wirth und Wirthin waren billige Leute, von gebildeter Lebensart; und die Gegend selbst in Ansehung ihrer natürlichen Reitze eine der vorzüglichsten.

Von Felseck umarmte im Aussteigen seine Freunde, dankte ihnen flüchtig für die zweckmäßigen schönen Anstalten, und bat sie, die sämmtlichen Begleiter auf den Anger hinter dem Gasthofe einzuladen, wo er ihnen im allgemeinen etwas mittheilen wollte. In wenigen Minuten war die ganze Gesellschaft an dem Orte versammelt.

Einen feierlichen Tempel der Natur glich diese mit Pappeln umgebene Fläche, am Abgange eines Hügels, auf welchem stark und kräftig eine Eiche stand, die seit Jahrhunderten der ganzen Gegend zum gemeinsamen Merkzeichen diente. Tausende der Vorfahren, die schon längst an der Seite ihrer Väter schlummerten, hatten unter ihrem Schatten gefrohlockt. Tausende hatten hier am Johannistage das Susannenfest gefeiert, dessen Ursprung tief in der Vorzeit liegt. Es war eine Stätte, ausgezeichnet durch die Natur selbst, — ausgezeichnet durch die Heiligung der Vorfahren.

Und unter ihren Schatten trat Felseck mit seinen versammelten Freunden, über welche die Eiche ihre breitlaufenden Aeste segnend hindehnte. Alle beobachteten neugierig seine Blicke und schlossen sich dicht an Klett und Waldinger an, welche an sei-

ner Seite standen. — Mit der Miene der Rührung und des Wohlwollens sprach er jetzt zu ihnen:

„Wenn Sie sich überzeugen meine Freunde, wie theuer mir Ihr Umgang während meiner akademischen Lanfbahn war; so werden Sie mir auch glauben, daß der letzte Beweis Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich — Ihre heutige Begleitung, dankbare und dabei höchst angenehme Empfindungen in mir erzeugt hat. — Ja empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank: um so mehr, da Sie mir bewiesen haben, wie sehr Sie zweckmäßig zu handeln wissen. Ich gestehe es, daß mein Herz über meine Erwartung befriedigt ist. Sie kennen die gewöhnliche Art der Begleitungen; wie sehr weicht nicht die heutige, welche durch Ihre freundschaftliche Gesinnungen gegen mich veranlaßt wurde, von jenen ab? Wie sehr —

doch nichts mehr hievon. Genug ich kann mit der Ueberzeugung von Ihnen scheiden, daß ich eben so edle und würdige Musensöhne als gute Menschen verlasse, welche Pflicht und Thätigkeit als Lebenszweck, und ihre Vergnügungen vernünftig als Nebenzweck betrachten. Wie theuer muß daher Ihre Freundschaft, um deren Fortdauer mein Herz Sie bittet, wie theuer muß sie, und ihr Andenken mir seyn! — Lassen Sie mich jedoch jetzt noch eine Bitte an Sie thun. Sie ist die letzte, — sie hat einen guten Zweck; um so sicherer erwarte ich daher ihre Erfüllung.

Ich kenne einen Bürger der Akademie, den ich als den thätigsten und künftig für die Welt brauchbarsten Mann, mit Thränen verlassen habe. Er verdient Freundschaft und Achtung in gleich hohem Grade: allein bei allem Muth, womit er die harten Schläge des Schicksals zu ertragen wußte, würde er

doch jetzt unterliegen, und seine akademische Laufbahn unvollendet lassen müssen, wenn er nicht bei Menschenfreunden Unterstützung fände. Ich war schon so glücklich einige wohlthätige Herzen zu finden, die zum Theil unter Ihnen sind: aber noch langt das Gesammelte nicht hin, ihn ganz kummerlos zu machen. Daher bitte ich Sie um einen Beitrag, wäre es auch nur die Hälfte von dem, was jeder von Ihnen hier aufgehen zu lassen gedachte. Seinen Namen will und muß ich verschweigen, aus Gründen die Sie selbst fühlen. Den gesammelten Beitrag aber werde ich ihm durch einen von Ihnen überschicken.

Und mit dieser Bitte nimmt mein Herz von Ihnen Abschied. Uebrigens werden Sie sich eine einfache Bewirthung, welche ich hier für Sie besorgt habe, gefallen lassen."

In seinem Hute, den er, mit einem Tuche bedeckt, auf die hervorragende Wur-

zel der Eiche gelegt hatte, fand er über hundert Thaler. Keiner von allen schloß sich von den Gebenden aus. Der eine gab mehr der andere weniger, je nachdem sein Wille und seine Baarschaft es zuließen; aber alle gaben mit willigem Herzen und mit froher Miene. Hundert Thaler, wozu er selbst den größten Beitrag gegeben hatte, waren vorher von ihm gesammelt worden; hundert hatte er jetzt, die er seinem Freunde Waldinger zur Auszahlung an den biedern Normann übergab: — und so konnte der Dürftige nicht nur seine Universitätsjahre beendigen, sondern behielt bei seiner Mäßigkeit auch noch übrig. Heiße Thränen des Danks flossen von Normanns Augen!

Vorüber waren also nun die Jahre, welche schon von so vielen Tausenden, als die glücklichsten ihres Lebens gepriesen worden

sind, — die Schul= und Universitätsjahre. Otto von Felseck ging jetzt in das thätige gemeinnützige Leben über, wo er die bereits gesammelten Kenntnisse anwenden sollte. Auch ihm waren die verflossenen Jahre beim Genuß so mancher Freude vergangen. Entehrende Duelle, oder eigentlich gesagt, Hirnlose Schlägereien, verbotene Zusammenkünfte oder lächerliche Verbindungen, Betrügereien an Mädchen oder ehrlichen Handwerkern verübt, Saufgelage und andere Vernunftlosigkeiten, welche so mancher Schwachkopf zu den großen Thaten seines akademischen Lebens zählt, standen zwar nicht im Register seiner Tage: allein dafür konnte er auch mit einer leichten Brust und mit offnem Auge auf die neue Laubahn hinsehen, die er nun betrat. Er saß nicht ängstlich in seinem Reisewagen; er fragte sich nicht: „wie werde ich — u. s. w.“ er seufzte nicht — : „hätte ich

doch!" und dergleichen. Ihm war die Welt, in die er nun kam, nicht fremd; denn er hatte nicht wie tausend andere, sich als Student für ein selbstständiges von allen Lebensverhältnissen unabhängiges Wesen betrachtet. Ihm waren die Sitten der gebildeten Zirkel kein angsterregendes Phantom, was er nicht durch sich selbst hätte verwirklichen können; sein Aeußeres kündigte keinen Sonderling an; und an seiner Kleidung war nichts, was er jetzt vor dem Auge des reinen Geschmacks gern hätte verbergen mögen.

Bei alledem war er nicht so heiter, als er es nach der Ueberzeugung von seiner zweckmäßig angewandten Zeit auf der Universität hätte seyn können. „Wie weit glücklicher war ich vor zwei Jahren; da lebte sie noch!" sagte er oft und blickte wehmüthig auf die berasten Raine des Feldes, als sähe er hin auf das Grab seiner edeln Mutter, die er

vor zwei Jahren zum letztenmal gesehen hatte. In fünf Monathen darauf hatte sie ein schneller Tod weggerafft. — Sie konnte den Tag nicht sehen, an welchem ihr einziger Sohn, mit Kenntnissen ausgerüstet, zurückkommen würde. Wie hatte sie sich auf diesen Tag gefreut! Ach und wie sehr hätte diese würdige Mutter eine solche belohnende Freude verdient; da sie es allein war, die ihrem Sohne Sanftmuth und Güte des Herzens, Edelmuth und Vestigkeit der Gesinnungen beigebracht, welche Ordnung und Fleiß und männliche Sittsamkeit in seinen Charakter frühzeitig gelegt hatte. Viel zu edel und gut, um über ihren Mann zu klagen, oder durch Ausführung geheimer und eigennütziger Pläne sich für den Mangel herzlicher Liebe und häuslicher Freuden zu entschädigen, hoffte ihr Herz im Stillen auf die glücklichen Tage ihres Alters, in denen sie ihren Otto als Mann, als ein

würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft, als Gatte und Vater sehen, und in ihm die Früchte ihrer mütterlichen unverblendeten Liebe einärndten würde.

Diese geheimen und eben so gerechten Wünsche seiner verewigten Mutter kannte Otto. Waren nicht ihre letzten Worte, die sie ihm vor zwei Jahren gesagt hatte, und noch mehr ihre musterhaften Briefe, die er als ein Heiligthum aufbewahrte, sattsame Belege davon? Konnte er daher wohl anders, als mit Wehmuth an sie denken? Welcher frohen Umarmung ging er vor zwei Jahren entgegen? — Welcher jetzt?

Sein väterliches Haus mußte er wie ein fremdes betrachten. An herzliche Bewillkommnung seines Vaters durfte er nicht denken. Herzlichkeit und väterliche Liebe waren ihm ja fremd. Sein Herz hing bloß an dem momentanen Steckenpferde, was ihm der Zu-

fall auf gewisse Zeiten gab, was er mit Leidenschaft liebte, und in einiger Zeit wieder gleichgültig von sich warf. Welche Summen hatte nicht seine veränderliche Liebhaberei schon gekostet! — So lange seine edle Gattin lebte, war zwar durch ihre Klugheit manche Lücke wieder ergänzt worden; aber jetzt war sie todt, seine Haushälterin eine fremde Person, und Otto hatte als Sohn weniger Recht, die Verirrungen des Vaters zu rügen und sie durch Gegenmittel unschädlich zu machen, als seine Gattin.

„Am dritten dieses ist Deine Mutter mit Tode abgegangen, am sechsten nach christlich adelichem Gebrauch beigesetzt worden. Ich habe dabei nichts versäumt, was ihrem Stande und Ansehen angemessen war. Sie wurde mit Fackeln begraben. Wie Dir das solenn aussah! Alles mit schwar-

zem Flor behangen, Pferde und Führer und Träger: und nun die Fackeln! Es war Dir ein frapant schöner Anblick, den ich nie vergessen werde. Ich habe noch jetzt meine Freude über die Ordnung, mit der alles geschah; der geringste dabei that das seinige so, als wenn er seine Mutter begrübe. Nicht wahr Du bist so zufrieden? — Du kennst ja Deinen Vater, er weiß, was seinem Hause Ehre macht.

Beiliegend erhältst Du drei Louisdo'r. Ich habe heute im 44sten Stück der politischen Zeitung gelesen, daß Andreas Macholt, Gärtner beim Kriegsrath von Knees, auf der Kirchgasse, Nummer 476, vorzüglich gute Nelkenableger von den feinsten Sorten haben soll. Eile daher sogleich nach Empfang dieses, und frage bei besagtem Gärtner Macholt an, ob er den Kaiser von China habe. Ot-

to — das ist eine Nelke, so was schönes kann in der Welt nicht mehr seyn. Eile ja, und sollte das Geld nicht hinreichen, so lege zu — so viel er fordert. Du siehst, der Brief ist rekommandirt, welches nicht geschehen wäre, wenn mir an dem Kaiser von China nicht äußerst viel gelegen wäre. Es ist ein kostbares Guth, daher laß den Gärtner selbst alles aufs sorgfältigste einpacken. Schone kein Geld, hörst Du! und thue ja was ich Dir sage." — —

Das war der Brief, in welchem Ottos Vater, ihm den Tod seiner Mutter bekannt gemacht hatte. Bedarf man wohl mehr zu einer vorläufigen Charakteristik dieses Mannes? Und ist es wohl schwer, die Erwartung zu errathen mit welcher Otto dem Vaterhause sich näherte? Das einzige, was ihn einigermaaßen beruhigte, das einzige mensch-

liche Wesen, auf welches er sich seiner moralischen Güte wegen freuen konnte, war Jakob, ein alter treuer Diener, der seiner verstorbenen Mutter mit Leib und Seele ergeben gewesen war, der ihn erzogen hatte, und der nun hoffen konnte, bis an seinen Tod den gnädigen Launen des Geheimenraths von Felseck dienen zu dürfen.

Am dritten Tage seiner Reise, Abends bei Sonnenuntergang, lag die Bergkirche von Gottesheim zuerst in seinem Gesichtskreise, als er bei Schoblau auf die letzte Anhöhe kam. Gott! dort am Fuße des gothischen Gebäudes ruhten die Gebeine seiner Mutter! Ein Schauer bebte durch seine Glieder. Dorthin war der solenne Fackelzug gegangen; ach noch nicht solenn genug für die Vortrefflichkeit ihres Herzens, die die ganze umliegende Gegend kannte. — „Warum war mir nicht noch ein Blick, noch ein See-

gen von ihr vergönnt!" rief Otto mit bitterm Schmerz, und heftete den starren Thränenblick auf die Bergkirche. Seine Brust wollte den Schmerz nicht fassen. Er stieg vom Wagen, gieng den Fußsteig über die faule Holde durch Nußgestrüppe und Eberäschen, warf sich im Angesichte dessen, der seine Mutter von ihm nahm, nieder, konnte nicht beten, nur seinen Schmerz — seine Thränen opfern, und eilte beruhigter seiner Vaterstadt entgegen.

Schüchtern wie der, welcher in eine fremde Stadt zu unbekannten Personen kommt, und in Ansehung ihrer Gesinnungen und ihrer Denkart zweifelhaft ist, betrat Otto von Felseck seinen Geburtsort. Er sahe schon von fern, die Gasse hinauf, sein väterliches Haus; aber es war, als könnte er nicht gerade zu gehen, als müßte er erst vorläufige Erkundigungen einziehen, wie der

Ton des Hauses jetzt sey. Rechts war ein Seitengäßchen, was hinter einigen Gärten vorbei lief; da ging er hin, war bald an der bekannten Gartenmauer, und an der Thüre. Er drückte, die Thüre sprang auf, er stand im Garten, und vor ihm mit einem Spaden — Jakob.

„Erlauben Sie mein Herr, hier ist kein — fing Jakob an und erkannte ihn jetzt. — Ach, Gott, Gott! Otto, — wollt ich sagen, Herr von Felseck! Wo kommen — — ach daß ich Sie wieder sehe! Wenn doch Ihre selige Frau Mutter — — (Er weint.) Seyn Sie tausendmal willkommen! Nehmen Sies ja nicht übel, daß ich so — —"

„Ans Herz, ans Herz wackerer Greis! (sagte Otto und riß ihn an sich) Du mein zweiter Vater!"

„Ich dacht' es wohl, daß Sie noch so gut seyn würden."

„Was ich meiner Mutter und Dir zu danken habe.“

„Ja so gut wie die selige Frau war! Ach Gott! Aber die Freude, die Freude — daß ich Ihnen zuerst die Hand reichen kann, daß Sie gerade hier durch den Garten gehen müssen.“

„Ein glücklicher Zufall. — Was macht mein Vater?“

„Zu dienen, sie befinden sich ganz wohl. Aber was sind Sie gewachsen! Bis hierher — gerade bis hierher gingen Sie mir, wie Sie die Universität bezogen, und jetzt muß ich an Sie hinauf sehen. Ach die Frau Mutter! die Frau Mutter!“ (Er weint aufs neue.)

„Weine nicht guter Jakob! Ich will Dir Freude machen bis an Deinen Tod.“

„Ich hab' auch Freude — und rechte große Freude, aber wenn ich Sie sehe, so seh' ich auch die selige Frau Mutter.“

„Jakob, Jakob!“

„Wie Sie vor zwei Jahren hier waren, war ich mit dem Herrn Geheimenrath im Bade. Also sinds vier Jahr, daß ich Sie nicht gesehen habe. Aber die Narbe am Ohre, ja die werden Sie wohl behalten. Was war aber das auch für ein Fall. Ein Loch, so tief! Wie ich Sie hineintrug, kein Laut, kein Wort. Ich gab keinen Heller für Ihr Leben. Und nun stehen Sie gesund, schön, groß und stark vor mir. — Otto, Otto! rief Ihre Frau Mutter, um Gotteswillen mein Kind! Aber Sie hörten nicht, bis ich den Spiritus animals, oder wie es heißt, brachte. Ha! machten Sie und schlugen wieder die Augen auf.“

„Dank, mein Wohlthäter.“

„Ja Otto, — wollt' ich sagen, Herr von — —“

„O nenne mich immer noch bei diesem Namen, mein Herz wird Dirs danken.“

„Nein, nein, daß geht nicht, Sie sind Herr, ich Diener; aber ich muß mich daran gewöhnen. Tausendmal hab’ ich Sie Junker Otto genannt und nicht anders; und da fällt mirs immer wieder ein, wenn ich Sie nicht ansehe.“

„Guter Greis, o hätten tausend Väter Dein Herz!“

„Aber, was wollt ich doch sagen? — Nun, Sie bleiben ja nun bei uns, und müde werden Sie auch seyn. Ruhen Sie aus. Sehn Sie dort oben, die grüne Stuben habe ich Ihnen recht hübsch aufgeputzt, und Ihren Bücherschrank habe ich hineingesetzt und — doch Sie werdens schon sehen. Aber, eins muß ich Ihnen noch sagen. (Vertraulich schüchtern.) Wenn Ihnen der Herr

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Vater dies und jenes zeigt, loben Sie es nur. Sie verstehen mich schon."

„Wie sichs mit den Pflichten des Sohnes und des wahrheitsliebenden Mannes verträgt. Doch hievon nichts mehr, und lieler Jakob, auch in der Folge nichts, was der Ehre meines Vaters nachtheilig seyn könnte."

„Auf die halt ich auch — aber sehen Sie, die alten Zeiten sind nicht mehr. Wie Ihre Frau Mutter noch lebte, da — —"

„Nichts weiter davon Jakob."

„Sie haben recht; ich sags Ihnen auch nur, und sonst niemanden. Aus Liebe sag ichs Ihnen, damit Sie den Herrn Vater nicht gleich vor den Kopf stoßen. Denn sehen Sie — —"

„Was liebt mein Vater jetzt? —"

„Schnecken, Muscheln und solche Dinge."

„Nelken nicht mehr?“

„Nelken? — Nelken? — Ja es ist recht, er liebte sie auch einmal: aber er wollte die Blüthe gern eher sehen, als die Natur wollte, und verschrieb sich allerhand Treibmittel, und da verdarben die meisten und schönsten Sorten, und die noch übrig blieben, vereinzelten sich auch so. — Was ich noch erhalten kann, erhalte ich. Sehen Sie da drüben steht noch ein Georg der Dritte, und die Kaiserin Elisabeth, ein Joseph der Zweite und Ludwig der Sechzehnte. Von Ludewig dem Sechzehnten muß ich Ihnen einmal einen Spaß erzählen. — Aber sagen Sie mir, sind Sie denn zu Fuße gegangen? Da steh ich nun auch und schwatze, und Sie verschmachten dabei. Die Frau von Hain wird Ihnen gefallen. Sie ist eine gute Dame und hat oft von Ihnen ge-

sprochen. Nun kommen Sie, — kommen Sie!"

Die Frau von Hain war eine von den wenigen guten Weibern, bei denen die Güte des Herzens nicht bloßes Mienenspiel ist, bei denen das sanfte Wort in sanftes wohlwollendes Handeln, das freundliche Lächeln des Mundes in wohlthätiges Wirken, und der schmeichelnde Wohllaut weiblicher Töne in Hülfleistung und Gutthätigkeit übergeht. Von Geburt zwar adelich aber arm, hatte sie mehr durch zusammentreffende Umstände und Unfälle ihres frühern Lebens, als von ihren Eltern eine vortheilbringende Erziehung genossen. Ihre Eltern waren ihr frühzeitig gestorben, sie war dann von einem harten Vormund hie und dahin gethan worden, bis er sie genöthigt hatte, die Hand des Herrn von Hain anzunehmen, der als Soldat, — wie es bei tausenden in unsern

Tagen der Fall ist, — mehr seiner unersättlichen Spielsucht, als seiner Tapferkeit wegen bekannt war. Man kann eigentlich sagen, daß er auch sein Weib, die arme Louise erspielt hatte; denn ihr Vormund, der eine Summe an ihn nicht zu bezahlen wußte, bot ihm die Waise zum Ersatz an, und Lieutenant von Hain ließ sichs gefallen. Sonach war ihre Ehe eine neue lastende Bürde ihres Lebens, die sie sich nur durch unendliche Langmuth erträglich zu machen wußte. Nirgends fand das leidende Weib Erquikkung, nirgends Trost und Labsal auf der mühevollen Bahn, die sie ging, als allein in ihrem Kinde, in ihrer — Philippine.

Nach einer Reihe durchlittener Jahre war ihr Mann an den Folgen — nicht der Tapferkeit, sondern eines schimpflichen Duells gestorben, und hatte ihr Philippinen als den einzigen Reichthum hinterlassen. Was könn-

te auch ein Spieler anders hinterlassen, als Schulden, oder Fluch und Unsegen? Ein Glück für sie, daß weder das eine noch das andere in Masse übrig blieb.

Gleichwohl sahe sie sich genöthigt, um ihr Leben ohne Kummer zu fristen, die Stelle einer Wirthschafterin zu suchen. Sie durfte ja nicht ängstlich fragen: — wie werde ich mich in die Launen einer Herrschaft finden? Wie werde ich das oft muthwillige Uebergewicht ertragen? — Hatte sie nicht das Joch der Knechtschaft schon bei ihrem Manne getragen? Ohne auf das Achselzucken ihrer Bekannten zu achten, nahm sie den Antrag, der ihr von Seiten des Geheimenraths von Felseck gemacht wurde, an und war glücklich, weil ihre Philippine in dem Hause ihres redlichen Pathen, des Landraths von Parnulph, in guten Verhältnissen lebte.

Sie trat eben in Wirthschaftsangelegenheiten aus der Küche, als Otto in Jakobs Begleitung erschien. „Herr von Felseck, wenn ich nicht irre?“ sagte sie freundlich, und hieß ihn willkommen, und gestand ihm, daß sie schon einige Tage auf ihn gehofft und zu seinem Empfang alles in Bereitschaft gesetzt habe.

Das sagte sie mit einer Art, die — ja wenn sie sich beschreiben ließe! Es liegt bei den gleichgültigsten Worten oft so viel im Steigen und Fallen des Tons, in den begleitenden Mienen und Bewegungen des Körpers, daß sie erst dadurch ihren Werth oder Unwerth erhalten. Kurz Otto fühlte in dem Augenblick, da er vor ihr stand, eine gewisse Beruhigung in seinem Herzen, die um so wohlthätiger war, je weniger er von einer fremden Person diesen Empfang erwartet hatte. Jakob an seiner Seite, vor ihm die

Frau von Hain, die jetzt in der Dämmerung wie ein wohlthätiger Genius ihm erschien; — nein Otto fühlte sich in diesen Augenblicken glücklicher, als er es vor wenigen Minuten gedacht hatte. — „Was wird sie Dir künftig erst seyn!“ — hätte ihm ein prophetischer Hauch zuflüstern sollen.

Es klingelte. — „Der Herr! —“ rief Jakob; und Otto: „Mein Vater!“ — aus vollem Herzen. Rasch ging er die Treppe hinan, indem sein Reisewagen vor die Thüre rollte.

„Tradeldibeldibel;“ — brummte der Geheimerath und ging in der Stube auf und nieder. „Nun wo bleibt denn heute der alte Narr mit dem Lichte?“ sagte er, da Otto die Thüre öffnete.

„O, mein Vater!“

„Ach Du bists! — Hol' doch Licht, Jakob!“

„Gleich gnädiger Herr;" antwortete Jakob und ging zurück.

„Nun wie gehts, wie gehts? Eher hättest Du kommen sollen, eher wies Tag war. Aber laß nur gut seyn, Du wirst alles noch sehen. Einen Schatz hab' ich hier, Otto einen Schatz, der — ich sage Dir, der nicht mit Gelde zu bezahlen ist."

„Ich freue mich, Sie so heiter zu finden."

„Wie sollt' ich nicht! So ist mirs gar noch nicht nach Wunsch gegangen. Die seltensten, die rarsten Stücke. (Ruft zur Thüre hinaus.) Jakob, Licht! wo bleibst Du denn? — Er wird doch gar zu stumpf; warlich, wenn ichs nicht Deiner Mutter versprochen hätte, ihn zu behalten — —; aber wie lange bist Du gereist?"

„Drei Tage."

„Bist lange gefahren."

„Der Hofrath Helmann, und Doktor Strahl empfehlen sich.“

„Danke, danke. Ich höre, Du kennst ja wohl den Rathschirurgus Höckner, der soll eine ganz artige Conchilien-Sammlung haben.“

„Höckner? ist mir nicht bekannt.“

„Nicht bekannt? — Mein Sohn, ich will hoffen, daß Du die Zeit wohl angewandt hast. — Kunstsachen, Kabinette der Art, muß man aufsuchen, und sollte man in die Tiefe der Erde steigen. Kunstkenntniß bildet den Mann, empfiehlt ihn.“

„Wenn der Chirurgus —“

„Rathschirurgus!“

„Oder Rathschirurgus Höckner, wirklich ein schönes Kabinet besitzt —“

„Wirklich — Du zweifelst noch? Ja er hats, was ich Dir sage, er hats; mein Barbier ist ja als Geselle bei ihm gewesen.“

„So wundere ich mich, daß außer dem Kabinet, was die Universität hat —“

„Die Universität hat also auch ein Kabinet? Hast Du es gesehen? O so erzähle doch. (Jakob bringt Licht.) Ha! nicht wahr, Du staunst! Du wirst die Stube gar nicht mehr kennen. — Alles von Mahagony!“

„Darf ich fragen nach welchem System Ihre Sammlung geordnet ist?“

„Ich habe mein eignes. Was am schönsten in die Augen fällt, gehört in die erste Klasse.“

„Viele Seltenheiten sind aber weniger auffallend.“

„Laß das gut seyn; verlaß Dich auf meinen Geschmack.“

„Jetzt ist es weniger schwer, ein solches Kabinet zu ordnen, da wir Männer zu Vorgängern haben, als ein Gualtieri, Mar-

tini, Voßmaer und andere, die viele Sorgfalt darauf verwendeten."

„Du hast Kenntniß davon, wie ich höre."

„In so weit die Sache zur Kunstgeschichte gehört."

„Nun da soll Dein Geist Nahrung finden. Danken wirst Du mirs, daß Du das, was Du bloß theoretisch kennst, praktisch studiren kannst. O ein Studium, Sohn, ein Studium! — Nun sieh nur, sieh nur, welche Pracht! Denke Dir vollends das Ganze, wenn Du es am Tage sehen wirst. Aber nicht wahr, meine Sammlung ist ansehnlich?"

„Wenn haben Sie angefangen?"

„Ungefähr vor acht Wochen."

„Da haben Sie für die Zeit schon viel. Nur Schade, daß bei solchen Kunstsammlun-

gen nach langer Zeit und vieler Mühe, dennoch Wünsche übrig bleiben."

„Mein Sohn, es kommt viel auf den Mann an, der so etwas unternimmt. Zeit, Mühe und Geld müssen nicht gespart werden, das versteht sich."

„Aber wenn wichtigere Geschäffte, fürs Vaterland, für die Menschheit überhaupt — die ersten Ansprüche auf unsere Zeit und auf unser Geld — —"

„Tradeldidelbidel. — — Diese ganze Suite habe ich um ein Spottgeld. — 936 Thaler, mehr nicht, bei Gott, mehr nicht. Aber — pfiffig muß man seyn. Ich habe Sie von einer Wittwe in Uckerswalde gekauft, deren Mann Apotheker war. Er starb, und sie bot mir diese schöne Sammlung an, und wollte tausend Thaler haben. Du kannst leicht denken, ich brannte vor Begierde sie zu besitzen; aber ich stellte mich gleich-

gültig, und so erhielt ich — denke — erhielt die ganze Sammlung, wie Du sie hier siehst, um 936 Thaler."

Wenn dem Geheimenrath von andern eine zu vernünftige Einwendung gemacht wurde, oder man sagte ihm eine allgemein anerkannte Wahrheit; so gab er gewöhnlich darauf keine Antwort, vertheidigte auch seine Meinung nicht, sondern fiel sogleich mit einem Tradeldidel ein, und sprach nun eine Weile in einem fort. Er that dies aus mehrern Gründen. Theils wollte er als ein kluger und einsichtsvoller Mann gelten, und widersprach daher nicht, theils wollte er dadurch andere wieder von dem Ideengange abziehen, und vielleicht auch seine eigene erwachende Vernunft betäuben. Eben dies war jetzt der Fall, da Otto ihn aufmerksam machte, daß Geschäffte, welche die Menschheit und der Staat fordere, die wichtigsten

wären, denen die Beschäfftigungen einer bloßen Liebhaberei nachstehen müßten.

Uebrigens war dies der Empfang des Vaters. Er drehte sich noch lange um seine Lieblingssache, bis Jakob wieder kam und fragte, ob es zu essen gefällig wäre.

Otto aß wenig. Die Herzlichkeit mit welcher Jakob ihm entgegen kam und vor Freuden weinte; die Güte mit welcher Frau von Hain ihn empfing und bei Tische ihn unterhielt, wenn die Geschwätzigkeit des Geheimenraths es zuließ; die Szenen, welche dieser und jener Gegenstand ihm aus seinem frühern Leben zurückrief; selbst das freundliche Knurren des vor Alter fast blinden Allarts, der heute nicht von dem Stuhle ging, wo Otto saß, der bellend mit dem Ausdruck der Freude, sich wiederholt auf den Hinterfüßen herumdrehte, und nur von ihm sich füttern ließ: — daß alles im Gegensatz mit

der Gleichgültigkeit seines Vaters, machte ihn satt. Das einzige, was man beziehungsweise väterlich nennen konnte, war der seynsollende Scherz des Geheimenraths, daß er seinen Sohn als Assessor zum Niedersitzen nöthigte, worauf er dann erst mit Lachen sich erklärte, daß Otto Assessor beim Bergschöppenstuhl sey.

„Nicht wahr, es gefällt Ihnen?" sagte Jakob, und stand mit inniger Selbstzufriedenheit neben dem Stuhle, auf den sich Otto mit tiefen Gedanken geworfen hatte, als er nach dem Abendessen auf seine Stube gegangen war. „Hier stört Sie nichts, fuhr er fort, hier können Sie arbeiten wie Sie wollen; und wenn Sie mich brauchen, nun da wissen Sie ja wo ich bin. Zu Ihnen komm' ich mit Freuden."

„Weißt Du noch Jakob, was meine Mutter mir sagte, als ich diesen Schrank und dies Bureau erhielt?“

„I nu; was Gutes wars gewiß.“

„Setze deine Wissenschafften nicht in gebundenen Büchern in den Schrank; sondern bereichere deinen Kopf damit, und verbinde mit ihnen reine Tugend des Herzens! — Das sagte sie.“

„Nun Gott gebe seinen Segen; ich hoffe auch, daß Sie es gethan haben.“

„O Mutter, wenn du lebtest!“

„Grämen Sie sich nicht, ich bin zwar nur Bediente, aber lieb hab' ich Sie, wie mein eignes Kind. — Und die Frau von Hain ist Ihnen auch gut. Ich fragte sie vorhin so im Vorbeigehen; da meinte sie — ein recht artiger junger Mann, der Herr von Felseck. Sehen Sie, so sagte sie. Und ich

bleibe dabei, wenn man bei andern Liebe hat, lebt sichs noch einmal so gut."

„Wie wahr, lieber Jakob!"

„Wollen Sie sich denn nicht den Schrank inwendig besehen?"

„Er ist leer. Uebrigens weiß ich ja seine innere Einrichtung."

„Das wohl; aber da Sie von außen so gut mit ihm zufrieden sind, — denn ich habe ihn selbst gebohnt, weil die Christiane mirs nicht recht machte, — so möcht' ich doch wissen — —"

(Otto öffnet den Schrank, sieht, wirft sich an Jakobs Brust, und ruft:) — „Ja sie ists! Sie ists!"

„Freilich jünger, fuhr Jakob fort; — denn hier ist sie als Braut gemalt."

„O wäre sie als Kind gemalt, so würde auch da schon der Adel ihrer Seele aus ih-

ren Augen, aus jedem Zuge ihres Gesichts leuchten!"

„Aber wie bin ich zu dem Bilde gekommen? — Der Herr mochte Ihre Frau Mutter zwei Jahre haben, da hatte er ein Wohlgefallen an Bildern, die aus Federn zusammen gesetzt sind. Gänse, Hirsche, Rehe und andere fliegende und kriechende Thiere kaufte er zusammen, und ließ sich und Ihre Frau Mutter auch auf diese Art malen. Er wollte ausserordentlich viel Aehnlichkeit in den Federgemälden finden; ich fand keine. Indeß war der Maler klug, und bat sich dies Gemälde hier aus, vermuthlich weils ein wahres Kunststück ist. Der Herr gabs ihm. Nun mußte sichs treffen, daß der Maler nicht lange nach Ihrer Frau Mutter Tode auch starb. Da lief ich hin zu seiner Schwester, die ihm Hausgehalten hatte, und kaufte das Bild um ein billiges. Für den jungen Herrn, dacht' ich,

ist es von großem Werth. Die Federgemälde aber haben die Motten gefressen.“

Jakob ging und Otto saß mit hoher Rührung vor dem Bilde seiner Mutter. Müdigkeit und Schlaf verschwanden bei seiner Betrachtung. „So schön, so vielsagend war deine irdische Gestalt! sagte er jetzt und Thränen perlten von seiner Wange. O daß auch ich dein Sohn, jedem mit dieser harmlosen Stirne begegnete; jedem durch meinen Blick Vestigkeit edler Gesinnungen und Theilnahme am Wohl und Weh der Menschheit ankündigte! Aber Du warst Weib; ich als Mann kann diese Milde in dem Grade wie du nicht äußern. So schwöre ich dir denn, verklärter Geist, der du einst diese schöne Hülle bewohntest, ich schwöre dir — Treue der Tugend, Heiligkeit der Pflicht und vesten Muth bei Gefahren und Schwierigkeiten, welche ich auf meinem Lebenswege finden werde. Als

Mann will ich nach dem Grade der Vollkommenheit ringen, den du als Weib hattest. Wanke ich vom Pflichtwege, dann schwebe in dieser Gestalt mit warnendem Blick mir vor! Und gelingt mir eine schwierige rechtliche That, dann lächle mir Belohnung und Beifall zu!"

Um Mitternacht schwebte das heilige Bild der Mutter im Lichtglanz der Vollendung über der Ruhestätte des guten Sohnes. Ein seliger Traum führte ihn in ihre Gemeinschaft; und ein heiliger Bund der Liebe vereinigte zu hohen Genüssen den Sterblichen mit ihr.

Der Geheimerath hielt auf Ehre, das heißt: Er stattete Visiten zur gehörigen Zeit ab, und nahm sie an, schickte Karten, wo es die Sitte verlangte, bewahrte sorgfältig

seinen Stammbaum, wußte von rechtlichen und von Mißheirathen mit Gründen zu sprechen, vermied als Edelmann alle Gelegenheiten, wo seine Person und mittelbar sein Rang hätte beleidigt werden können, und sahe darauf, daß Helmkleinodien, Bügel, Wülste, und andere Zierrathen seines Wappens der Heraldik vollkommen entsprachen, und das Ganze gut blasonirt war.

„Mache zuvörderst Deine Visiten;“ sagte er daher am Morgen zu seinem Sohne. Und dabei empfohl er ihm besonders das Haus von Scherlitz in Wochau. „Fräulein Mathilde von Scherlitz hält sich dort bei ihrem Bruder auf. Als Stiftsdame hat sie sich zwar, der Sage nach, durch eine etwas zu große Lebhaftigkeit vergangen. Aber ich habe in ihr eine einsichtsvolle Person gefunden, die von Kunstsachen sehr geschickt zu sprechen weiß. Dadurch lassen sich kleine Fehler des

Temperaments leicht übersehen. Ich habe schon durch ihre Vermittelung einige treffliche Stücke in meine Sammlung erhalten, und soll noch durch sie die Wendetreppe um ein sehr billiges bekommen. Nimm daher darauf Rücksicht, und bezeige ihr vorzüglich Deine Achtung."

„Wenn ich mich aber in der Person nicht irre, erwiederte Otto, so hat ihr jungfräuliches Leben so manche Flecke."

„Ehedem vielleicht gehabt, das geb' ich zu: allein veredeltes Kunstgefühl hat alles gut gemacht."

„Verzeihen Sie mein Vater, vielleicht weil Sie gütig genug sind, das Geschehene nicht zu rügen."

„Nimm es wie Du willst. Ihr Kunstgeschmack überwiegt das Geschehene und jetzige."

ten; und auf der westlichen dehnte sich ein enges Thal hin, welches ein Bergstrom in den verschiedensten Windungen und Fällen durchrauschte. An den Wänden des Thals schwebten die Wohnungen der Dörfler, und zwischen den beiden Quellen, welche den Bergstrom bildeten, lag die Burg des Rittmeisters von Scherlitz.

Himmelweit waren aber die Gewohnheiten, Gebräuche und Lieblingsneigungen der Besitzer beider Dörfer von einander unterschieden. Von Spruck in Schönwalde hatte sich in eine Unthätigkeit versetzt, welche nicht bloß ihn selbst in einer immerwährenden Kränklichkeit und der damit verbundenen Weichlichkeit hinhielt, sondern auch auf seine ganze Familie übergegangen war. Ein grenzenloses Phlegma hielt ihn von der geringsten Kraftanwendung zurück; sein Leben war eine

wie ein Armpolyp in seiner Welt — in seinem Großstuhle.

Dagegen rollte in den Adern des Rittmeisters von Scherlitz ein rasches Blut. Gewiß wäre er Husarenrittmeister geblieben, wenn ihn nicht ein unglücklicher Sturz vom Pferde dienstunfähig gemacht hätte. Die linke Hand hatte ihm abgelöst werden müssen. Demungeachtet hinherte ihn seine hölzerne Hand nicht, seiner Lieblingsneigung — der Jagd, sich ganz zu überlassen; und tausendmal schwur er, daß er der unglüchlichste Mensch unter der Sonne geworden wäre, wenn er die rechte Hand verloren hätte. „Die linke mag zum Teufel seyn; aber die rechte — straf mich Gott! — wenn mir die fehlte! — Mein ganzes Gewehr hätt' ich müssen links schäfften lassen; und links anlegen? — siehts nicht aus, als ob ein Weib schießen will und nicht kann?" Das war seine gewöhn-

liche Rede. Nur schade, daß er in seinem Forst umher nicht reiten konnte. Er war zu bergigt, und dazu die hölzerne Linke. — Verheirathet war er nicht, weil er nach seinen Grundsätzen meinte, der Mann wäre zur Freiheit geschaffen, und die könnte er schlechterdings in der Ehe nicht behaupten, wo der Unterregent bei allen Dingen ein Recht wollte geltend machen, was er nicht hätte. Ueber die Gründe für den Ehestand, daß nur in ihm ein höchstmöglicher reiner Genuß des physischen und moralischen Erdenglücks zu finden sey, daß sonst in keinem Verhältnisse des menschlichen Lebens ein so enges Anschließen des Herzens, nirgends ein so gemeinsamer Zweck unter zwei Wesen sich denken ließe als in der Ehe, daß Vaterfreuden — daß die Gedanken, in seinen Kindern fortzuleben, jede Mühseligkeit erleichterten; — über alle diese Gründe lachte er. Die triff=

dergleichen. Felseck hätte gern Besuch und Unterhaltung abgebrochen, wenn er nicht dann genöthigt gewesen wäre, seinen Besuch zu wiederholen. Er wechselte daher so gut er konnte, mit dem ab, was ihm die Zeit hinbringen half, und war herzlich froh, als es viere schlug. Der Herr Kammerjunker klingelte jetzt; ein Zeichen, daß er nebst Frau Gemahlin vom Mittagsschlaf erwacht war.

Klingeln und Thee und Kaffee hereinbringen, war eins, und in dieser dampfenden Begleitung trat auch Otto ein. Seufzend und stöhnend rief ihm der Kammerjunker seinen Willkommen entgegen, that als wollte er aufstehen, in Erwartung daß es der Gast verbitten würde, und setzte sich mit einem: — „wenn Sies so erlauben; —" wieder nieder. Um einige Grade weniger phlegmatisch, kam zwar die Frau Kammerjunkern ihm mit einigen Knixen entgegen,

aber man hätte nicht mitleidig seyn müssen, wenn man nicht durch rasches Entgegenkommen dieser schwerfälligen Matrone die Fortsetzung ihrer mühseligen Höflichkeit hätte verkürzen wollen.

Otto hatte bei den Fräulein Töchtern Langeweile gehabt; allein jetzt hatte er sie fast noch mehr. In kreischenden ängstlichen Tönen fragte der Kammerjunker nach den alltäglichsten Dingen, oder erzählte, wie er vor zwei und drei Jahren ganz vortrefflich bei seinen werthen Eltern wäre aufgenommen worden. Von der zerfahrnen Suppe und den darauf erfolgten neuen Heringen an, wußte er noch alle Gerichte der Mahlzeit bis zum gebackenen Schnee und dem Stangenkuchen — genau anzugeben. Besonders war er unerschöpflich im Lobe des unvergleichlichen Gußes, den der Stangenkuchen gehabt hätte. Man sah es ihm an, daß er die auf mehre-

re Tage anzuwendende Kraft zu sprechen, im voraus verbrauchte, um seinem Gaste die Wahrheit der Geschichte recht anschaulich zu machen. Bei solcher Unterhaltung verschlich eine Stunde.

In glücklicher Gemeinschaft mit dem Kammerjunker und seiner Frau, lebten zwei Katzen, welche ihren Aufenthalt am Ofen hatten. Diese hatten bis jetzt den mit ihrer Prinzipalschaft genossenen Mittagsschlaf verlängert, waren aber nun, vielleicht durch die ungewöhnliche Lebhaftigkeit ihres Herrn munter geworden. Zum Unglück fällt es der einen ein, auf den kleinen Tisch zu springen, auf welchen die Frau Kammerjunkern ihre Tasse hingestellt hatte, welche gerade jetzt hinausgegangen war. Keiner von den Herren wird es gewahr, bis — die Tasse vom Tische fällt. — „Muffel! — Muffel!“ ruft der Kammerjunker. „Nun sehen Sie um

Gotteswillen, da ist auch keine Seele!" — Er will auf, will klingeln, bleibt am Fußschemel hängen, und — fällt mit der ganzen Schwere seines Körpers. — Was soll Felseck zuerst thun? Ihm aufhelfen? oder klingeln? Er versucht ihn aufzurichten; aber was ist er gegen die dahingestreckte Last! „Lassen Sie mich nur liegen;" sagt jetzt der Kammerjunker, mit dem Gesicht gegen die Dielen und den vergossenen Kaffee gerichtet. — „Ich empfehle mich Ihnen. — Der Schrecken! der Schrecken! Und da Sie heute noch nach Wochau wollen, so — — Aber klingeln Sie noch einmal." Felseck thuts, ist aber verlegen, ob er gehen, oder bleiben soll. Der Bediente kommt, und auch er will dem Herrn aufhelfen. — „Laß mich liegen; ruft er wieder, aber rufe die Magd und meine Frau. Herr von Felseck wollen Abschied nehmen. — Empfehle mich nochmals." —

Der erste Schrecken, den Otto gehabt hatte, mußte sich nothwendig, bei der großen Lächerlichkeit der Szene, um so geschwinder verlieren. Er verließ den in unverwandter Lage gebliebenen Kammerjunker, nahm flüchtig von der Frau und den Töchtern, die er im Vorsaal fand, Abschied und ritt nach Wochau.

„Und was nützt er der Welt und sich selbst?" — darauf kam Otto allemal zurück, wenn er über das sonderbare Verhältniß dieser Familie, über seine Aufnahme, und besonders über das zwecklose Leben des Kammerjunkers nachdachte. — Was nützt er der Welt? — da er in sich selbst unübersteigliche Hindernisse findet. Er nützt nicht einmal durch ein Beispiel der Geduld, mit welcher er das Unvermögen seines Geistes und Körpers erträgt. Unter Seufzen und Stöhnen verschleicht ihm ein Tag mit dem andern. —

Was nützt er sich selbst? — da er bei der Ruhe, die er scheinbar genießt und die der einzige Zweck seines Daseyns ist, dennoch keiner Ruhe theilhaftig wird."

Mit solchen ernsthaften Gedanken, die jedoch häufig mit einem unwillkührlichen Lächeln über die letzte Szene abwechselten, kam er unbemerkt an den Berghang, der ohnweit Wochau war. Ein schmaler Weg krümmte sich um den Berg her. Links erhob sich die jähe Anhöhe, rechts floß ein ziemlich tiefer Bach. Auch hier würde Otto in Gedanken hingeritten seyn, wenn ihn nicht das frohe Spiel zweier Kinder aufmerksam gemacht hätte. Ein Mädchen saß am schmalen Uferrande, und ein Knabe hüpfte um sie her und brachte ihr Blumen, die sie in den Bach warf. Herzlich freute sie sich, wenn sie die Blumen in die Mitte der schnellen Fluth werfen konnte, denn der Knabe schalt dann

nicht, und versprach ihr mehr zu holen. Beide waren so in ihrem Spiel, daß sie den kommenden Reiter nicht bemerkten, und den Hufschlag konnten sie vor dem Rauschen des Baches nicht hören.

Otto sieht die Gefahr, in welche die Kinder kommen könnten, wenn sie plötzlich von seiner Gegenwart erschreckt würden. Er steigt vom Pferde, er ruft ihnen zu; aber in diesem Augenblick schießt ein Jagdhund von der andern Seite auf den Knaben los, der frische Blumen sammeln will; er springt mit Geschrei zum Mädchen; — das Mädchen will auf, aber der Rand ist zu schmal, die Angst der Kinder zu groß, — sie stürzt ins Wasser.

„Nimm hin!“ ruft Otto und wirft dem Reitknecht den Zügel hin; aber schon ist David, seinem Herrn zuvorkommend, in den Graben hinab, faßt das Kind, und langt es

seinem Herrn zu. — Der Herr war gut, wie sollte es der Diener nicht auch seyn.

„Was Teufel giebts denn da für eine Fischerei?" spricht mit rohem Gelächter ein Mann, in einer grünen Jagdpekesche, der den Urheber des Unglücks — den Jagdhund, neben sich hat und streichelt. Sein Blick ist wild, seine Miene widrig. Schüchternd verkriecht sich der Knabe hinter Otton, und das Mädchen, mit der sich David beschäfftigt, weiß noch nicht was mit ihr vorgegangen ist.

„Schießen Sie Ihren Hund vor den Kopf, daß er nicht noch mehr Unheil stiftet;" erwiedert Otto.

„Ich — meinen Tyraß; für den ich 6 Louisd'or oft gehabt habe?"

„Er taugt nichts."

„Taugt nichts? — Wie der, steht keiner vor einem Volk Hühner."

„Steht aber nicht vor Kindern."

„Herr sagen Sie mir, wer sind Sie?“

„Das gehört hier nicht zur Sache, lieber Förster.“

„Zur Sache? — Förster? — Wissen Sie wer ich bin?“

„So viel ich sehe ein Mensch, der am Unglück seiner Nebenmenschen wenig Theil nimmt.“

„Tausend sapperment, das wird mir zu toll! Mir auf meinem Revier Sottisen?“

„Da verstehn Sie die Wahrheit nicht.“

„Ich bin der Rittmeister von Scherlitz.“

„Das ändert die Sache in so weit, daß ich Ihnen sage, wie ich als Herr von Felseck Ihnen bei meiner jetzigen Ankunft in Gottesheim mein Kompliment machen wollte.“

„Gehorsamer Diener.“

„Noch mehr aber, daß ich Sie bitte, diesen Kindern eine Entschädigung zu geben.“

„Herr von Felseck, bloß Ihre Sonderbarkeit läßt mich das Gesagte vergessen. Nehmen Sie Dienste unterm Militär?“

„Nein.“

„Schade, Sie haben viel Entschlossenheit.“

„Wie sie jedem Manne in allen Ständen zukommt.“

„Gehorsamer Diener; aber lassen Sie doch die Bettelkinder fort.“

„Sie warten auf Entschädigung, und das um so mehr, weil sie, wie Sie sagen, Bettelkinder sind.“

„Aber die Bestien wissen ja nichts mit dem Gelde zu machen.“

„Mein David soll mit ihnen gehen und das Geld den Eltern geben.“

„Sonderbar, warlich sonderbar. Da hier! (Giebt den Knaben einen Speciesthaler.) Nun mache, daß du fort kömmst!“

„Geh mit David, und gieb das ihren Eltern. Jetzt wollen wir aber die Pferde erst auf den breitern Weg bringen. (Felseck giebt dem Reitknecht einen Louisd'or. Der Rittmeister bemerkts.)

„Sind Sie — — Hier! (giebt dem Reitknecht zwei Dukaten.) Sie sollen doch Ihren Willen nicht haben."

„Dank im Namen der Kinder und ihrer Eltern!" (Felseck reicht dem Rittmeister die Hand.) — „Da möcht' ich schon auch einmal ins Wasser fallen," sagt David vor sich hin und führt die Pferde weiter.

„Sie haben also die Universität verlassen?" — fährt der Rittmeister fort.

„Ja."

„Und sind schon angestellt?"

„Als Assessor beim hiesigen Bergamte."

„Schade, wirklich schade. Ihre Figur, und wie schon gesagt — Ihre Entschlossen-

heit, haben Sie mehr zum Soldaten bestimmt. Das Federspiel gehört — —"

„Für Männer, wenn Sie unter dem Federspiel die Arbeiten der Civilisten verstehen."

„Für Männer? — Ja, wenn Sie wollen; aber Mann und Mann ist ein Unterschied."

„Ich bin auch Ihrer Meinung."

„Bei wem Kopf und Faust nicht auf dem rechten Flecke sind, — der heißt nur Mann, ist es aber nicht."

„Das Herz haben Sie vergessen."

Ha ha! Liebe, Zärtlichkeiten, Schäferstunden!"

„Ich zweifle daß Sie mich verstanden haben. Zu einem vollkommnen Manne rechne ich gebildete Denkkraft, edles Gefühl, Lebenskenntniß und Muth, seine unverdorbene

Körperstärke bei wirklichen Gefahren geschickt anzuwenden."

„Nun ja, Sie haben studirt, das hört man. Aber Sie fechten gut, nicht wahr?"

„Ich fechte, und lernte es, um meinem Arm Vestigkeit und Gewandheit zu geben."

„Haben wohl manchen gezeichnet?"

„Ich verstehe den Ausdruck."

„Ei wohl verstehen Sie ihn; Sie müßten nicht studirt haben."

„Allein ich habe nicht Gelegenheit gefunden, meine Fertigkeit im Fechten ernstlich zu zeigen; worüber ich sehr froh bin."

„Nicht Gelegenheit?"

„Man hat mich nie überfallen."

„O Herr von Felseck, Sie sind von Adel und sollten nie eine kleine Affaire gehabt haben?"

„Wie gesagt — nie, und eine zu suchen, um nur sagen zu können — ich hab' eine ge-

habt, hielt ich für zu tief unter der Würde des Menschen und noch mehr des Mannes."

„Herr, ich werde irre an Ihnen. Wie wollen Sie — doch jetzt ist die Zeit nicht. — Sind Sie Liebhaber von der Jagd?" (Reicht ihm den Stutz.)

„Ja, doch selten."

„Ein Liebhaber und selten?"

„Wenn ich Zeit zur Jagd habe; so jage ich gern."

„Herr von Felseck, ich glaube die Weiber und Mädchen haben Ihnen nicht Zeit gelassen, an andern Dingen auch ein Wohlgefallen zu finden. Meine Schwester wird wahrscheinlich die nämliche Bemerkung machen. Sie werden ihr daher sehr willkommen seyn."

„Der Rittmeister warf den Stutz über die Achsel, pfiff seinem Tyraß, und wandte sich in eine Bergkluft, durch welche ein enger Pfad in den nahen Forst führte. — Von

Felseck aber ging vollends um den Berg, wo David die Pferde hielt, und wo das Mädchen in ihren nassen Kleidern mit ihrem Bruder nicht länger warten wollte und weinte.

Die Kinder liefen in ein nah liegendes elendes Haus, mehr einer Hütte ähnlich. Hinter ihnen drein ging David. — In wenigen Augenblicken stürzten Vater und Mutter aus der Hütte. „Ach du lieber Gott! so ein Herr!" rief sie, und er — die Mütze in den gefalteten Händen: „Wo ist er? wo? wo?" Verblendet durch Ueberraschung und Freude konnten sie ihn kaum sehen. „Seht ihr denn nicht! hier!" — und David zog sie vollends heran. Laut weinend warf sich das Weib an Ottos Knie, und der Mann streckte beide Hände aus, und wollte ihm danken und fand keine Worte. „Gold! Gold!" rief das Weib. In unserm Leben haben wir noch keines gehabt! Ach nun sind unsere Kinder reich! —

„Und den Grundzinß können wir auch bezahlen!“ fiel der Mann ein, und gab Otton beide Hände.

„Aber geht nur jetzt, und kleidet Euer Kind um;“ sagte Otto, der sich vom frohen Ungestüm dieser dankbaren Menschen überwältigt sah. Jetzt stand das Weib auf. „Ach fing sie wieder an, wenn ich Sie so ansehe, da möcht' ich Ihnen das Herz aus dem Leibe hingeben; denn Sie sehn gleich so mildthätig aus, wie Fräulein Philippine. Ich bin Hausmagd bei der Frau von Hain gewesen. Ach, das war eine gute Frau!“ —

Die Kinder weinten aufs neue, und der Mann ermahnte sie nun selbst, mit ihnen nach Hause zu gehen. „Ich begleite den Herrn, setzte er hinzu, und zeig ihm den Weg.“ Er ging durchs Dorf voran, bis zum Herrnhause, und kehrte hier mit wiederholten Danksagungen zurück.

Otto ritt in den Hof; alles war leer. David ging über die Brücke ins Herrnhaus, um ihn zu melden, kam aber bald mit der Nachricht zurück, — Fräulein Mathilde von Scherlitz sey im Garten. „Gehn Sie nur, rief jetzt eine Frau zum Fenster heraus, hier links um das Haus und über den Steg, da kommen Sie in den Garten.“

„Will Sie mich nicht melden?“

„Es hat nichts auf sich, gehn Sie immer. Fräulein Mathilde wirds gern sehen, daß Sie kommen.“

„Wenig Ceremonie; aber auch ächte Einfalt der Sitten!“ sagte Otto für sich, und ging um die Hausecke.

Den Eingang in den Garten zu finden wurde ihm nicht schwer. Die Gartenthüre hing nur in einer Angel, der Steg über den Wall bestand in zwei halbfaulen Balken, die Zierathen des Gartens waren zum Theil

verstümmelt, zum Theil vermodert und umgefallen. Das Ganze hatte den Charakter der Zerstörung und gab zu erkennen, daß sein Besitzer an Ordnung und Geschmack wenig Gefallen fände. Und doch bot hier die Natur so vielen Stoff zu geschmackvollen Anlagen dar, welche die Kunst ohne großen Aufwand hätte bewerkstelligen können.

„Frisch Johann, immer besser!" rief eine weibliche Stimme, und ein laut schallendes Gelächter folgte hinterdrein. Die Stimme kam hinter einem Berge hervor, und Otto näherte sich ihr. Jetzt kam er um die Ecke, und hoch flog Fräulein Mathilde in der Luft hin und her; denn Johann mußte sie schaukeln, so stark er konnte. Einer Bachantin gleich flatterte ihr aufgelöstes Haar um ihren freyen Busen. Die rasche Bewegung bot die üppigsten Formen dar, und um ihre vollen Schenkel buhlte

das leichteste Gewand. Wild rollte ihr feuriges Auge und lüstern. Und unter ihr stand Johann und zog mächtig am Seil, mehr getrieben von peinlicher Lust, welche der Anblick ihrer Gestalt in ihm erweckte, als von dienstwilliger Zuneigung. „Frisch Johann!" rief sie jetzt wieder; als Otto eben im Begriff war, unbemerkt sich zurückzuziehen. — Da wurde sie ihn gewahr.

„Halt Johann, siehst Du denn nicht?"

„Ach ja, ich seh wohl;" sagte er halb lachend, und zog noch stärker.

„Aufhören sollst Du."

„Ja so!" und er ließ das Seil fahren.

Mathildens Augen hatten sich in wenig Sekunden von Ottos schöner männlicher Gestalt überzeugt. Sie ward ungeduldig über den Schwung der Schaukel, aber es war noch zu hoch, herab zu springen. „Bitte sehr um

Verzeihung," ruft sie dem Gaste zu, — und ihrem Johann: — „Halt doch!"

Johann, der nun erst die Ursache des Anhaltens sieht, springt zu, ergreift das Seil, rückt zu jähling und Fräulein Mathilde fliegt vom Sitz. Gefährlich ist der Fall nicht, denn das weiche Gras fängt sie auf; aber welche Enthüllungen? —

„Ich mache Ihnen das Kompliment sehr tief mein Herr;" sagt sie lachend und scheint an ihrer Lage Gefallen zu finden. Johann tritt herzu, und sie richtet sich auf.

„Von Felseck, sagt jetzt Otto im ruhigen Tone, mein Vater empfiehlt sich Ihnen."

„Ach Herr von Felseck! Sagte mirs nicht meine Ahndung?"

„Sehr gütig mein Fräulein."

„Nur gerecht. Die Schilderung von Ihnen hat uns sehr erwartungsvoll gemacht.

Die Wirklichkeit aber übertrifft bei weiten die Vorstellung.“

(Felseck verbeugt sich.)

„Ihr Besuch würde mir schätzbar seyn, auch wenn Sie nicht Herr von Felseck wären. Denken Sie, die Langeweile, welche mich hier in den verborgenen Erdwinkel quält. Jede Gelegenheit (weißt auf die Schauckel) suche ich auf, um mich zu zerstreuen.“

„Sollte der Herr Rittmeister nicht sorgen, daß —“

„Mein Bruder liebt die Jagd, und bekümmert sich wenig um mich. Auch ist mirs lieb, denn wir weichen zu sehr in unsern Neigungen von einander ab. Ich liebe die Menschen, er das Wild.“

Das sagte Mathilde, ohne des Falles und der Unordnung wegen, in der sie vor ihm stand, in Verlegenheit zu seyn, welche sonst die weibliche Schamhaftigkeit unwill-

führlich erzeugt. Das verlorne Busentuch, das Johann ihr reichte, warf sie zwar nachlässig um, aber die Raschheit der Bewegungen, womit sie ihre Worte begleitete, veränderte unaufhörlich die Lage desselben; auch war sie um eine gewisse Regelmäßigkeit wenig bekümmert.

„Aber kommen Sie jetzt; fuhr sie fort. — Johann! Selterwasser! — Sie werden den Tag auch warm finden.“

„Mein Ritt war nicht weit.“

„Die schöne volle Jugend thut oft mehr, als Sonnenwärme.“

Und so schloß sie sich an ihn an. Elastisch hob sich ihr runder Arm auf dem seinigen, nachlässig hing ihre weiße Hand über ihn hin: aber die Heftigkeit der Wallungen ihres Bluts, verrieth der Takt ihrer Sprache eben so sehr, als ihre Blicke und der Ungestüm ihres Busens.

Otto hatte einen zu schlichten männlichen Charakter, als daß es einer langen Zeit bedurft hätte ihn zu erforschen. Die schöne Kultur seines äußern Verhaltens war nicht zu dem Grade einer süßlichen Gleißnerei übergegangen, die man leider oft mehr schätzt, als ächte Feinheit der Sitten. Sein gutes Herz, sein gebildeter Verstand sprach aus seinem Auge, — Wahrheit lag in seinen Worten, — Edelmuth stand auf seiner Stirn. Wie hätte also eine Mathilde von Scherlitz lange in Ungewißheit bleiben können, welche Unterhaltung er suche und liebe, und welche Maaßregeln zu nehmen wären, um seine Geneigtheit zu gewinnen? Hatte sie nicht als Hofdame bei der Herzogin in Tornhofen sattsame Erfahrungen mancherley Art gemacht? Hatte sie nicht die Schwächen des männlichen Geschlechts kennen gelernt und ihren Wünschen gemäß benützt? War nicht

Mathilde Meisterin der Kunst, gerade die Rolle zu spielen, welche die Gegenwart für ihre Neigungen nothwendig machte? Denn daß ihre Geschichte mit dem Herrn von Angerloh die Ursache ihrer Entfernung vom Hofe wurde, daran war nicht der Mangel ihrer Schlauheit schuld; sondern die zu große Dreistigkeit von seiner Seite, daher sie auch mit einem großen Schein von Schuldlosigkeit den Hof verließ. — Nur einige auf Felseck geworfene prüfende Blicke, nur einige mit ihm gewechselten Worte, und — sie kannte ihren Mann und ihre Rolle.

Allmählig zog sich ihr Arm zurück und hing zuletzt nur mit den Fingern sanft an dem seinigen; ihr Schritt verkürzte sich; ihr Schenkel berührte nicht mehr den seinigen; ihr Busentuch war bald von einer Nadel züchtig gehalten, und ihr scharfer begieriger Blick

zog sich in die Schranken jungfräulicher Scham.

„Sie werden," sagte sie mit ungleich leisern Tönen, als sie in das Gartenhaus gekommen waren, wohin Johann Wein und Selterwasser gebracht hatte, — „Sie werden mir auf einige Augenblicke erlauben, mich Ihrer schätzbaren Gegenwart zu entziehen. Die Ueberraschung —" Sie brach ab, senkte den Blick züchtig zur Erde und entfernte sich.

Schön war Mathilde; die Natur hatte ihr viel körperliche Reitze verliehn. Ihr schwarzes Lockenhaar, ihr feuriges Auge, ihr kleiner Mund, der blendend weise Hals, die volle Schönheit ihres Busens, — kurz die ganze weibliche Gestalt Mathildens war einladend zu Genüssen, die die paphische Göttin unbedingt begünstigt. — Und doch weckte sie in Ottos Innerm keinen Gedanken, der für

sie sprach. Er sah ihre Gestalt verschwinden, und sein Auge überflog die ihn umgebenden Gegenstände der Natur.

Am türkischen Flieder, der das Gartenhaus regellos umlief, schauckelte sich auf den Zweigen ein Laubfrosch, und verrieth sein Daseyn durch sein tonloses Kreischen. Drollig saß er hier ein Weilchen und dort, und wußte mit meisterhafter Fertigkeit die ihm zur Nahrung dienenden Insekten wegzuschnappen. Behaglich sah Otto ihm zu, und es war, als ob das Thierchen zu seiner Unterhaltung gern alle seine Fertigkeiten ihm zeigen wollte. Jetzt wollte er nach ihm greifen und — Mathilde trat in die Laube.

War es dieselbe? Keine Bachantin, — eine keusche Daphne, eine züchtige Lotis stand vor ihm. Ein einfaches weißes Gewand, von einem anspruchlosen Gürtel gehalten, überlief zur Erde hinab die schönen Formen, und

ließ gleichsam jede Bewegung nur ahnden. Ein prunkloser Strohhut schirmte die gewölbte von einzelnen Locken beschattete Stirn, und erhöhte den Blick des Auges und die sanften Mienen zu — einem wonnigen Zauber. Aber das alles schien sie so wenig zu wissen, daß man dies Benehmen, diese Kleidung für die halten mußte, an welche sich ihr Herz, Gefühl, Sinn und Geschmack schon längst gewöhnt hätten. Man mußte glauben, daß Einfachheit in Sachen des Geschmacks, daß bescheidene Wünsche des Lebens, die eigentliche Sphäre wären, worin Mathilde am liebsten sey, und ihres Lebens am frohsten würde.

„Ich möchte Ihnen fast, sagte sie, freundschaftliche Vorwürfe machen, daß Sie Ihren Besuch auf die späten Nachmittagsstunden verlegt haben.“

„Wie so?“ fragte Otto mit sichtbarer Aufmerksamkeit auf ihre Worte und Gestalt.

„Ein Besuch, auf den man lange vorher rechnete, gleicht einem Morgentraum, wenn er so kurz ist.“ (Jungfräulich blickt sie nieder.)

„Ich würde mich freuen, wenn meine Unterhaltung Reichhaltigkeit genug hätte.“

„Sie haben ein Landmädchen vor sich, Herr von Felseck, das zwar in der großen Welt gewesen ist, — doch nicht in der schönen, wornach ihr verlangte, und das nun, — abgesondert von allem Geistreichen, Bedürfnisse fühlt, die —“ (sie macht eine Bewegung als ob sie eine wehmüthige Thräne zurückhalten wollte.)

„Sie machen einen Unterschied zwischen der großen und schönen Welt?“

(Seufzend) „Ja wohl; aus Erfahrung.“

„Man nimmt den Ausdruck — schöne Welt — oft sehr einseitig, darf ich um Ihre Erklärung bitten?“

„Er ist, wie ich glaube, eben so unbestimmt, wie der Begriff von einer großen Welt. Diesen aber nehme ich im gewöhnlichen Sinne. Unter der schönen Welt — — “

„Sie schweigen mein Fräulein? — “

„Wo unerfüllte Wünsche mit sprechen, da stockt auch die leichteste Rede. — Ich glaubte im Zirkel der Großen, oder mit andern zu reden, in der großen Welt, auch die schöne zu finden; aber ich täuschte mich, und — bin froh, daß die Täuschung vorüber ist. — Sollte ich aber nicht noch nach dem Umgange derer mich sehnen, die Wohlwollen und Güte des Herzens, ein feines geläutertes Gefühl für alles Schöne und Gute, reinen Geschmack in der physischen und moralischen Kultur, und eine edle Anspruchlosig-

keit auf eine glänzende Rolle des Lebens, — mit einem gebildeten kenntnißreichen Geiste verbinden? Sollte ich nicht jetzt ungleich mehr dies Bedürfniß nach der Gemeinschafft mit solchen wirklich schönen Menschen empfinden, da mich mein Geschick in eine Menschenleere, daß ich sie so nenne, geschleudert hat? Kann ich Sättigung bei diesen Wesen, bei diesen Menschen finden, deren Ideenkreis dürftig und eingeschränkt ist?“

„Aber Ihr eigner gebildeter Geist — sollte dieser nicht mancherlei Quellen der Unterhaltung finden?“

„Sie scheinen immer zu vergessen, daß ich Mädchen bin. Der starke männliche Geist — nun ja, dieser vermag es vielleicht, in solchen Fällen, alles aus sich selbst zu schöpfen.“

„Und diese schöne Natur!“

— „Wird bei solchen Bedürfnissen auch alltäglich.“

„Eine reichhaltige Lektüre; —“

„Diese erhält, — dem Himmel sey Dank, meinen Geist noch aufrecht. Allein ein Kleist, ein Gellert, ein Bürger, Hölty und andere, wenn man alle ihre schönen Seiten aufgefunden hat — lassen zuletzt doch den Wunsch nach einer freundschaftlichen Umtauschung und mündlichen Mittheilung der Gedanken und Empfindungen übrig. O Herr von Felseck, (sie faßt mit sanftem Druck seine Hand) wenn ich Ihnen vielleicht auch im Schleier der Schwärmerei erscheine; so halte ich Sie doch für zu gut, um Ihnen nicht offen zu gestehen, daß die Erscheinung eines menschlichen Wesens aus der wirklich schönen Welt, mir zum Festtage wird, daß also auch Ihr heutiger —“

Johann kam jetzt, und sagte Mathilden etwas heimlich. Sie stand auf, sagte mit Achselzucken — „Wirthschaftsangelegenheiten —“ und ging hin.

Aber wie zog sie jetzt so mächtig Ottos Augen ihr nach. Welch' eine edle Gestalt! Welch' ein Hinschweben! Wie buhlten Blumen und Gräser um den Saum ihres züchtigen Gewandes! Ein Schmetterling schäckerte mit dem flatternden Bande am Strohhut. Alles — alles, Baum und Staude, schien froh zu seyn, daß sie vorüber wallte. Da entfiel ihr unbemerkt an der Seite ihres Kleides ein Buch, und Otto ging hin und fand — Geßners Idyllen.

Er stand da — das Buch in der Hand — und Mathildens Gestalt ward ihm zum allegorischen Bilde jener reitzenden Welt der Unschuld und Liebe, die nur ein Geßner zu schildern vermochte. — „Wie richtig unter-

schied sie Welt von Welt! Wie fein waren ihre Bemerkungen! Sie war nur noch nie in ihrer eigentlichen Sphäre; ist es jetzt noch weniger. Ihr Grundcharakter ist — gut, wirklich gut; wie könnte sonst ein Geßner an ihrer Seite seyn? Wie hätte sie sich in der Einfachheit ihres ganzen Wesens so einheimisch zeigen können? Ihre erste Erscheinung — war nur ein hoher Grad ländlicher Fröhlichkeit, zu dem sie unbemerkt, entfesselt von den Banden der Mode und höfischer Ueppigkeit, durch ihre Jugend und durch eine glückliche Vergessenheit ihrer Verhältnisse gebracht wurde."

So sprach Otto bei sich selbst über Mathilden, bis sie wieder kam. Die Uebergabe der Idyllen veranlaßte sofort zwischen ihnen beiden ein Gespräch über Unschuld und Liebe, das für ihn um so interessanter seyn mußte, je theilnehmender ihr Herz in ihrer Schilde-

rung des häuslichen und ländlichgeselligen Lebens war, und je offner sie die verschwiegenen Wünsche der Seele dem sympathisirenden Freunde, wie sie schüchtern ihren Gast nannte, mittheilte. Ihr Abschied von ihm war mit einem Blick begleitet, in dem ein eben so rührender Dank lag, als eine schmeichelnde Aufforderung, seinen nachbarlichen Besuch bald zu wiederholen.

Das Schwankende im Charakter des Geheimenraths kannte Otto gewiß eben so sehr als andere; aber seine schönen Begriffe über kindliche Pflicht, und seine guten Grundsätze in der Heilighaltung des guten Namens seiner Mitmenschen, ließen ihn so handeln, daß sich sein Vater weder durch ihn und durch sein vesteres Verhalten als beleidigt ansehen konnte, noch daß dadurch sein Ruf mehr als

sonst gelitten hätte. Vielmehr wußte er in Ansehung des letzten vieles so zu lenken, daß das durch ihn selbst veranlaßte Gute und Bessere auf Rechnung seines Vaters kam. Der reinere Glanz seiner Handlungen theilte sich den Handlungen seines Vaters mit und deckte wohlthätig seine moralischen Blößen.

Ungleich leichter würden jedoch alle seine Arbeiten von Statten gegangen seyn, wenn der Geheimerath theils mit vernünftig väterlicher Liebe das Herz, theils mit kenntnißreichen Belehrungen den Geist seines Sohnes erheitert und unterstützt hätte. Geläuterte Empfindungen fehlten ihm ganz und eben so wissenschaftliche in den Geist tief eindringende Kenntnisse. Was er wußte, war leichte Gedächtnißsache, und was er empfand, war ein vorübergehender Kitzel, der sich größtentheils nur darum auf Kunstsachen abwechselnd einließ, weil der Ehrgeitz auf die Würde sei-

ner Geburt dadurch mittelbar genährt wurde. Einem jungen vollwangigen Mädchen von solcher Denkart, mit tändelnder Freude im schwarzen Auge, hätte man gelächelt; aber so —

Otto fühlte diesen Mangel bei seinem Arbeiten, denen er sich mit edlem Eifer und mit reinem Gefühl für die Zweckmäßigkeit seines Daseyns unterzog. Nur von andern mußte er Entschädigung erwarten; nur von Fremden auf die wohlwollenden Gesinnungen rechnen, welche ihm die Blutsverwandschaft versagte.

Wie wirksam für ihn war daher die Zuneigung anderer; wie warm drang sie an sein Herz! Stand Jakob abends nach vollbrachtem Tagesgeschäfft auf seiner Stube, und erzählte er in seiner ihm eigenen gutmüthigen Art, wie er ihm das einemal als Knaben die Finger nicht wieder hätte erwärmen können, die

er bei zu langer Ausbildung eines Schneemannes beinahe erfroren hätte; — wie er ihn nur mit Mühe am Nonnenberge, wo Gürge das erste und letztemal umgeworfen hätte, unter einem Haselstrauch hervorzuziehen im Stande gewesen wäre, und wie da Otto geweint und seiner guten Mutter die Thränen getrocknet hätte; — wie er bei der Schwierigkeit, die sein erster Zahn verursachte, immer hinter der Thüre gestanden und gehorcht hätte, wenn Junker Otto verlöschen würde: o dann hätte man den redlichen Alten umarmen mögen. Er wußte oft die kleinsten Nebenumstände vergangener Vorfälle, einzelne Worte und Reden, und hundert Kleinigkeiten zur Ausschmückung seines Vortrags anzuführen. Nach der Zeitordnung richtete er sich nicht; sein Herz theilte sich mit, wie sein Gedächtniß ihm dazu Veranlassung gab.

Mit mehrerer Zartheit, aber um so wohlthätiger für Herz und Empfindung, bewies sich die Frau von Hain wohlwollend gegen ihn. Abgerechnet daß ihr sanfter Charakter immer um sich her Friede verbreitete, und durch ein edles Zuvorkommen stillschweigend wohlthat, ohne auf die Personen selbst zuvor mit Ausnahme zu sehen; abgerechnet, daß ihre Herzlichkeit jeder Sache, die von ihr herkam, einen höhern Werth, gab: — so war sie doch gegen Otton mehr noch als eine theilnehmende Freundin; sie war eine zweite Mutter für ihn. Wie sorgsam war sie bei allen weiblichen Geschäfften, die auf ihn Bezug hatten! Wie oft wußte sie ohne wörtliche Darlegung ihrer Gründe, ohne Weitläuftigkeit das wieder zu vergüten, was der Geheimerath durch sein schwankendes Benehmen und unstätes Handeln verdarb. Sie war mit einem Wort, ein köst-

licher Schatz des Hauses, dessen Werth mehr vom Herzen empfunden und geachtet, als durch Worte gepriesen werden konnte. Wenn sie daher Otto zuweilen dankbar Mutter nannte, so lag seine ganze Ueberzeugung von ihrer Wohlthätigkeit in diesem Ausdruck. — Er erkannte was Jakob, was die Frau von Hain ihm war.

Und doch fühlte er bei dieser gewiß reinen Erkenntniß, in gewissen Augenblicken ein namenloses Sehnen —; wonach? wußte er selbst eigentlich nicht: Er war ein Mensch, ein junger Mann; — genug also zur nähern Darstellung dieses Sehnens. Nur dessen war er sich in solchen Momenten deutlich bewußt, wenn er die Reihe der Wesen, mit denen er sich verwandt fühlte, durchlief, daß Mathildens Gestalt mit allen Farben des Reitzes, wie er sie im Garten vor sich hinschweben sah, alle übrigen Bilder der Phantasie hin-

ter sich ließ, und für sein Anschauen allein übrig blieb. Es waren wonnige Augenblicke, wenn er sie so sah. — Die Phantasie umgießt dann mit einem Rosenlicht, das, was die Wirklichkeit nur bei Tageshelle uns zeigte.

Er war theils zur Erholung von seinen Geschäfften, theils von seinem Herzen getrieben, einigemal nach seinem ersten Besuch in Wochau gewesen; und immer fand er Mathilden sanft und gut und fromm. Immer war sie herzig und wußte mit Tönen süßer Weiblichkeit ihn, als Geschäfftsmann, für so manche harte arbeitsvolle Stunde zu entschädigen. Was Wunder, daß ihm Wochau zum Lieblingsort wurde; und daß er gar öffterer hingegangen wäre, wenn ihn nicht der Gedanke: „Die wahrhafteste Unterhaltung, um sie in gleichem Werth zu erhalten, darf nur selten genossen werden; und der Umgang mit einem weiblichen — besonders schönen Wesen,

ist am strengsten mit den allgemeinen Gesetzen der Moralität, zum Behuf des gegenseitigen guten Namens, zu berechnen;" — davon abgehalten hätte. Zuweilen kam sie auch nach Gottesheim mit ihrem Bruder; aber dann war oder schien sie weniger in ihrer Sphäre zu seyn. Der rauhe Ton ihres Bruders, die jovialische Stimmung der Gesellschaften die er besuchte, alles das gab, nach Ottos Meinung, dem sanften Mädchen einen härtern Anstrich. Sie war zu gefällig, um nicht auf einige Stunden ihr weibliches Zartgefühl zu besiegen. Ihre Kleidung selbst entsprach nicht Ottos ästhetischem Sinne; denn sie war modisch, wie gerade der monathliche Geschmack es wollte; daher nicht immer schön, nicht für Anmuth und Liebreitz — nicht für Beweise des weiblichen Zartgefühls geeignet, Selbst ihre Theilnahme am Spiel und andern Vergnügungen, war von der Art, daß

sie eine Geübte voraussetzte. — Doch ein einziger sanfter Blick, den sie mitten im Geräusch auf Otton fallen ließ; die Welt, in der sie am Hofe gelebt hatte; die Klagen, wenn sie nach solchen Gesellschaften allein, Ottos Augen gegenüber, in Wochau in der Fliederlaube einsam saß: o wie sehr entschuldigten sie nicht dann ihr Verhalten in Ottos für Wahrheit gestimmten Herzen.

Mit diesen Entschuldigungen stritten aber sehr oft gewisse Bemerkungen der Frau von Hain, die sie zwar im allgemeinen, und mit einer zu mütterlich herzlichen Art sagte, als daß sie irgend einen Anschein von Verläumdung hätten erhalten können; die aber doch auf Mathilden zu beziehen waren. Gleichwohl wollte Otto keine nähere Deutung einzelner Aeusserungen wissen. Sein Mitleid wurde in solchen Fällen mehr als sein Verdacht rege, und bisweilen hielt er ihre Wor-

te für eine weibliche Schwäche, für einen Grad von Neid auf Mathildens Schönheit, welcher auch im besten weiblichen Herzen zu finden wäre, und deshalb weniger beachtet werden dürfte. „Soll Mathilde mit ihrem Zartgefühl, dachte er dann, soll sie zu lange für den unverschuldeten Zufall büßen, der sie in das höfische Leben brachte? War sie nicht gezwungen, täglich eine Rolle zu spielen, die ihren eignen Wünschen nicht entsprach? — Warum also einen Verdacht gegen sie hegen, bloß weil sie das seyn mußte, wozu weder Herz noch Gefühl sie antrieb? Mitleid gebührt ihr, nicht Mißtrauen; — Achtung für das natürliche Gute, was in ihr liegt, nicht Seitenblicke auf die kleinen Flecke, die ihr geselliges Leben durch die verbildete Welt erhielt. Ich nehme sie, wie sie da ist, wo kein Joch des Herkommens sie belastet.“

Der Begriff, es sey vorzüglich des Mannes Pflicht, weder voreilig zu urtheilen, noch den andern unverschuldeter Ursachen wegen gering zu achten, bestärkte ihn noch mehr in der guten Meinung, die er für Mathilden gefaßt hatte. Daher hörte er auch die Lobpreisungen seines Vaters in Beziehung auf sie, mit Wohlgefallen an, so kleinlich sie oft waren. Er fand immer ihr gutes Herz in dem was sie that wieder, wenn auch zuweilen ihre Weiblichkeit durch den Nebel geräuschvoller Gesellschaften an Anmuth verlor. Ein Besuch in Wochau verwischte vollends jede Meinung die wider sie sprach.

Ein Tag im August, schön wie die Tage in Eden, lockte ihn Nachmittags auch nach — Wochau. Ein segnender Hauch schwebte über den Thälern und Bergen; Frieden lispelten die Haine; und in den Einklang der Natur tönten die letzten Lieder der Lerche. Lan-

ze hatte Ottos Herz kein solches Wohlbehagen empfunden, um so mehr, da ihn jetzt seit einigen Tagen eine verwickelte Sache am Pulte vest gehalten hatte. Seine Seele schwamm in der schönen Harmonie des Ganzen. Er fühlte sich so frei, und doch so stark angezogen an die reiche ihn umgebende Fülle; so durchaus beglückt, und dennoch mit der Ahndung eines baldigen noch höhern Genusses. Er ritt ja nach Wochau; daher alles wirklich Schöne um ihn her, jeder Laut, jedes Gesäusel, jede reitzende Gruppe, ein noch liebreicheres Kolorit erhielt, als es an sich schon hatte.

Wie gewöhnlich, war auch heute der Rittmeister von Scherlitz nicht zu Hause. Aber Mathilde fehlte auch: Es war eine allgemeine Stille auf dem Hofe und ums Herrnhaus. Weder Johann noch Katharine, noch sonst jemand war zu sehen. — Und wo ist sie? war

Ottos unmuthige Frage; denn gerade heute in der frohen Stimmung seines Herzens war dieser Zufall ihm doppelt unangenehm. An ihrer Seite, in ihrer freundlichen Unterhaltung, beim Genuß ihres sanften harmlosen Wesens, wollte er sein Frohgefühl, wenn nicht erhöhen, doch auf der schon erhöhten Stufe glücklich ausschwingen lassen.

Er eilte in die Fliederlaube. — Wie war ihm hier so wohl und so weh! Wohl — denn hier war der Ort, an dem er so oft ihr zur Seite gesessen hatte; weh — denn sie, Mathilde fehlte ihm. Alle die lieblichen Bilder der nahen Vergangenheit glitten im schönsten Farbengemisch vor seinem sehnenden Herzen vorüber.

Das Schäckern einiger Grasmücken am Quellenbach, der in mannichfaltigen Krümmungen den Garten durchirrte, lockte ihn näher ans blumigte Ufer. Tändelnd hüpften von

Ast zu Ast die artigen Geschöpfe weiter und sangen hier und dort, und Otto folgte ihrem drolligen Schäckern nach. Aber bald verloren sie sich rechts in die benachbarte Wiese und Otto konnte ihnen dahin nicht nach. „Fliegt hin, sagte er, hier entschädigt mich das Murmeln des Bachs.“ Er stand und horchte und ging um einige Schritte weiter und immer schöner wurden die Hohlgänge des Baches und die Mannichfaltigkeit der verschiedenen kleinen Wasserfälle. Hierher war er noch nicht gekommen.

Dies Wohlbehagen machte den Wunsch nach Mathilden nur noch reger in ihm. Jeder winkende Grashalm, jede nickende Blume, jedes friedliche Flüstern in den nahstehenden Fichten, führte ihn freundlich zur Beschauung der Gestalt Mathildens zurück, wenn ihn ein Gegenstand einige Sekunden lang angezogen hatte. Und dann war es, als streckte das schöne Mädchen die vollen runden Ar-

me nach ihm aus, und suchte schüchtern die gerötheten Wangen an seiner Brust zu verbergen. Süße Momente, — wenn er sie sah! Sein Haupt neigte sich lächelnd zur grünen Blumenmatte hinab, und vergeblich schlüpfte dann die muthwillige Forelle am moosigen Gestein durch den engen Wassergang: — vergeblich schäckerten Grasmücken über ihm in den Gipfeln der Bäume; vergeblich summten Bienen um den vollen Blumenkelch. Er sahe sie nicht.

Aber warum führte sie ihn nie selbst in diese Gegend — unter freundlichem Händedruck, unter liebreichem Gespräch, und vielsagendem Blick? Sprach sie nicht oft und viel von der Schönheit der Natur? Zeigte sie ihm nicht alles, was nur der veralterte Garten Schönes darbot? Und diese verschwiegene Ecke des Gartens in eine schmale Erdzunge verengt, und verlohren in steile Berge, —

diese zeigte sie ihm nicht? War dieser Ort der traulichen Liebe nicht günstiger, als jeder andere? Saß sichs mit verschlungenem Arme nicht besser im verengten Thale, am Ufer des Forellenbaches, als im alternden Garten, mit den Ruinen französischer Steifheit? Wie schützende Genien standen zu beiden Seiten die bemooßten Felsenblöcke, und auf ihrem Scheitel die himmelanstrebenden Fichten.

Ein wenig betretener Fußsteig, der bald an gewissen Stellen über den Bach führte, bald um grünende Hecken an rothen Hollunder und Haselstauden sich krümmte, leitete ihn tiefer bis an den letzten einsamen Winkel des tief hingewundenen Thals. Jetzt trat er um das letzte dichte Gesträuch und eine stille Hütte, mit Stroh bedeckt, stand wie hingezaubert vor seinem Augen. Bekleidet mit eichner Rinde, hatte sie die nämliche Farbe der auf beiden Seiten dicht an

sie gränzenden Felsen. Zur Rechten drängte sich mit Mühe der Bach durch das enge Gewölbe des verschobenen Gesteins; zur Linken war zwischen der Hütte und dem Felsen kaum eines Fußes Breite.

Da stand Otto mit kreuzenden Armen und betrachtete die friedliche Hütte, und die hohen Felsen auf beiden Seiten mit ihren einzelnen Baumgruppen, die bis oben an in mannichfaltigen Richtungen den stillen Ort umgaben. Ihre weit hinschwebenden Aeste bewegte der Windzug in der Höhe, aber hier unten herrschte Ruhe und Stille. Einzelne Sonnenblicke verschönten das Ganze des schauerlichen Gemäldes, wenn man von unten die erhabene Umkränzung betrachtete; aber das Dach der Hütte und den moosigen Hügel, auf dem sie stand, umschwebte ein feierliches Halbdunkel. Schöner fast steht nicht die Kappelle der heiligen Verena ohnweit Solothurn,

in jenen tiefaufgerissenen Gründen, als Mathildens Hütte in dieser Kluft.

Mathildens? O wem könnte sie anders zugehören, als ihr? — Wer trüge ein so reiches Maaß sanfter Gefühle in seiner Brust? Wer schlösse sich so gern so innig — mit einem so warmen Herzen als sie in den mütterlichen Arm der Natur?

Er tritt näher zur Thüre der Hütte. Aber — eine starke süße Regung in seiner Brust hält ihn zurück. „Es ist der Ort ihrer geheimen Gefühle; der Ort, wo ihr jungfräuliches Sehnen den verschwiegenen Wänden sich anvertraut. Hier will sie die Ueppigkeit des Hofes, selbst die einfachen Freuden der Geselligkeit vergessen. Nur mit sich selbst will sie sich hier beschäfftigen." — Er lauscht. — Kein Laut. Und doch ist ihm die Brust so voll; wenn er sich ihre reitzende Nähe denkt. Sein Fuß bewegt sich aufs

neue; aber — wenn sie nun? — — und jetzt malt ihm seine Einbildungskraft ihre Gestalt in voller jugendlicher Schönheit aus. „Vielleicht schlummert sie in glücklicher Vergessenheit vergangener Tage, die sie ungern in Erinnerung zieht; unbelauscht von neugierigen Zeugen. — Unbelauscht? Steh' ich nicht hier mit dem Verlangen, mit der Sehnsucht nach ihr, die zur Liebe die Natur so schön bildete?" Er will zurück und kann nicht. Wie dem liebenden Jünglinge, dem feinfühlenden Damon in Thomsons Jahrszeiten, der voll Schaam und Liebe Musidoren badend erblickt, so geht es ihm.

Doch — jetzt führt der Zufall aus der Höhe der links sich erhebenden Felsen, einen Ast herab. Er stürzt zwischen die Hütte und das Gestein, schnellt, und trift die leicht angelehnte Thüre, Sie springt auf.

Der Sinnende fährt empor, erschrickt, will zurück; aber sein Auge dringt unwillkührlich in das Innere der Hütte. Er erblickt nichts, als einige Geräthschaften, und keine Mathilde kömmt — aufgeschreckt vom Geräusch — ins Freie.

Jetzt ist seine Einbildungskraft begränzt; jetzt fesselt weder Liebe noch Schaam ihn an den Boden. Er tritt näher und findet die geöffnete Hütte leer. — Ungewiß, welchem Wunsche er den Vorzug geben soll, daß Mathilde jetzt da sey, oder daß er sie nicht finden möchte, — ruft er aus: „ja Mathilden gehört dieser Ort!"

Neben einer hoch schwellenden Ottomane, auf welche durch das Fenster, vermittelst des grünseidenen Vorhangs, ein zauberisches Dämmerlicht fällt, steht ein einfacher Tisch. Mathildens Strickzeug liegt darauf. Weder den dabeiliegenden offnen Brief, noch die

bereits geleerte Flasche wird — Otto jetzt gewahr. Doch allmählig verliert sich der erste Eindruck. Er sieht sich freier um, findet ein der Ottomane gegenüber liegendes Bild, schön von der Kunst, aber üppig dargestellt. Es fällt ihm auf, doch entspricht die Idee, trotz seiner Moralität, geheimen Gefühlen, welche theils die Verschwiegenheit des Orts, theils die vorhergegangenen flüchtigen Bilder seiner Phantasie noch mehr begünstigen. Zauberisch umfaßt ihn das Ganze.

Ruhig lag neben ihm auf dem Tische der Brief. Vielleicht von einer Freundin, deren warme Mittheilungen Mathilde hier in der Einsamkeit genießen wollte? — Nur die Aufschrift übersah er flüchtig. — „An Fräulein Mathilde von Scherlitz in Wochau.“ — — Aber die Hand schien ihm männlich zu seyn; und eine gewisse Neugier-

de stieg unwillkührlich in ihm auf. Die ersten Zeilen, denkt er, sieht hin:

„Wie!“ ruft er aus und liest:

„Bei Gott, Mädchen ohne Gleichen,
„länger halt' ichs ohne Dich nicht aus.
„Solltest Du daran zweifeln, so kennst
„Du die überselige Glut deiner Umarmungen
„selbst nicht. Nur bei Dir,
„nur unter Deinen Küssen läßt sich das
„verzehrende Feuer mildern, das Deine
„Reitze und ihr Vollgenuß erwecken.
„Mein Blut kocht mit zügellosem Ungestüm,
„indem ich dies schreibe; laß
„o laß mich bald, bald an Deinen Busen
„sinken und da — — o mir schwindelt
„im Rausch der Phantasie.

„Sey übrigens unbesorgt. Deine
„Pläne zerrütte ich nicht. Ich komme,
„wie die Finsterniß in der Mitternacht
„heimlich und unbelauscht. Sollte Dei-

„ne bewährte Klugheit nicht Auswege
„genug finden, um Deinen barschen
„Bruder zu hintergehen? Und der, den
„Du mir zur Zeit noch nicht nennen
„kannst und willst, wird Dich doch
„nicht an Scharfsinn übertreffen?

„Wäre der Genuß, den Du gewährst,
„nicht so unermeßlich süß; ich würde
„nicht so stark in Dich dringen. Aber
„auch Du? — Weißt Du was Du mir
„oft schwurst? — Doch ich bin nicht
„eitel genug, Deine Scherze zur Wahr=
„heit zu erheben. Nimm noch dazu,
„daß mein Weib zur wahren Heiligen
„wird, daß sie nicht ein Tausendtheil=
„chen von dem zu geben weiß, was Du
„in der üppigsten Fülle gewährst.

„Also ich komme, wie ich Dir schon
„geschrieben habe, den zehnten August
„und nehme den Weg, der mich unent=

„deckt, in den Himmel, in Deine Ar=
„me führt.

Dein

Hannibal.“

Wie in der Hölle fühlte sich Otto in dem Augenblick. Tausend Teufel gähnten zähneklätschend ihn an. „Dies also der verschwiegene Tempel der Lüste, mit seinen Dekorazionen. Dies der Altar des Genusses!“ rief er, sprang auf und war eben im Begriff die Stätte zu verlassen, als — Mathilde die entgegengesetzte Thür aufriß.

„Ha!“ schrie sie auf.

Er stand mit starrem Blick ihr gegenüber.

Sie. (Schnell gefaßt, mit sanftem Wohllaut.) Ich könnte wohl auf Sie zürnen, theurer Felseck! daß Sie meinem Plane zuvorkommen; daß Sie — ,

Er. Ich kenne Sie Fräulein.

Sie. (Schalkhaft) Auch wenn Sie zu zürnen scheinen, dennoch liebenswürdig.

Er. Wirklich?

Sie. Noch sah ich Sie nicht bei diesem männlichen Ernst.

Er. Er bleibe Ihnen zum Andenken. (Wendet sich rasch zur Thüre hinaus.)

Sie. Sie wollen fort? O Felseck! (Ihm nach) Ohne erst dies ehrlose Schreiben mit mir zu lesen?

Er. Wollte Gott, daß ich —

Sie. Haben Sie vielleicht schon — O kommen Sie, ich bitte — ich beschwöre Sie bei der reinsten Liebe; geben Sie mir über diesen räthselhaften Vorfall Aufschluß.

Er. Ich Aufschluß? (Verwundernd.)

Sie. Oder Rath, wie Sie es nennen wollen. Meine Tugend nicht; aber mein Name ist in Gefahr.

Er. Diese Sprache — dieser Ton, und — Leben Sie wohl!

Sie. Um Gotteswillen, wäre es Ernst, wären Sie wirklich auf mich erzürnt? Und könnten Sie in der That glauben, daß dies Schreiben mir bestimmt sey?

Er. (Verachtend) Einer Mathilde von Scherlitz.

Sie. (Staunend vor ihn hintretend.) Um Gotteswillen Felseck! Auch den letzten Trost wollten Sie mir rauben, Sie von meiner Unschuld überzeugt zu wissen? — O es ist hart, hart! Doch ja gehen Sie; litt ich nicht schon genug? Warum — — (weinend) Hört ihr mich ferner allein ihr kalten Felsen, und du stille Hütte, die du der Liebe — den süßesten Gefühlen meines Herzens heilig seyn solltest, sey du das Grab meines Schmerzes!

Er. Aber Fräulein, wie können Sie bei so untrüglichen —

Sie. Felseck, weil alles, weil Ihr eignes Herz gegen mich spricht; so verlassen Sie mich.

Er. Ich gestehe, ich war zu voreilig, unberufen einen Ort zu betreten, den Sie nur allein kennen wollten.

Sie. (Wendet ihr schwimmendes Auge aufwärts und seufzt.)

Er. Noch mehr, ich halte mich für strafbar, unwillkührlich ein Geheimniß entdeckt zu haben.

Sie. Geheimniß? — O Gott! — Nein guter Felseck; ich beschwöre sie nun, lassen Sie mich! Um diesen letzten Funken Ihres Mitleids bitte ich Sie!

Er. Verzeihung! Unrecht, zumal an Ihnen zu begehen, werden Sie nicht von mir erwarten. Habe ich die Sache in einem falschen Licht erblickt; so geben Sie mir Erläuterung.

Sie. Felseck! (Faßt krampfhaft seine Hand, an ihren wogenden Busen haltend) Hier Sturm! kann ich?

Er. So erlauben Sie mir wenigstens da zu bleiben.

Sie. (Eilt schnell in die Hütte.)

Er. (Tritt ihr nach, öffnet die Thüre und sieht sie kraftlos auf die Ottomane hingegossen.) — Mathilde!

Sie. (Ihn mit matten sehnenden Augen anblickend, verhüllt ihr Gesicht.) Kann ichs ertragen! (Entkräftet) Warum verlassen Sie mich nicht?

Er. Ich nehme meine Aeusserung zurück, nur erlauben Sie mir jetzt so lange zu bleiben, bis Sie der Hülfe nicht mehr bedürfen.

Eine stumme Pause. Wild fliegt Mathildens üppiger Busen unter dem leichten Flor auf und nieder. Ihre Lage, der jetzige Zustand ihrer leidenden Seele, begünstigt ei-

ne unwillkührliche Uebertretung der sittlichen Gränzen des weiblichen Zartgefühls. In zauberischer halber Enthüllung bieten sich dem Auge des kraftvollen Jünglings Reitze dar, welche durch das sanfte Dämmerlicht, verschönt durch den seidenen Vorhang, ihre Wirksamkeit nicht verfehlen. Der erste Grad der Berauschung ist da. — „Mathilde, ruft er leise; also keine Verzeihung meiner Voreiligkeit?“ (küßt ihre Hand.)

Wie aus einer Untiefe gerettet, richtet sie sich vom blähenden Kissen auf, drückt unmerklich seine Hand, und beginnt in lispelnden Tönen: — „Wäre wirklich noch ein Strahl von Hoffnung mir übrig, ein Bruchstück von dem Herzen dessen gerettet zu sehen, der mir — doch — o Gott, schon verirre ich mich wieder zu Geständnissen, die mich vielleicht in einen neuen unvertilgbaren Schatten stellen.“

Er. O sprechen Sie, gewiß, gewiß, nie fühlte ich mehr als jetzt wie strafbar ich mich machte.

Sie. Also soll ich mit meinem weichern Herzen zuerst Ihnen gestehen, was Ihrer männlichen Stärke noch fern lag? Nun wohl; so wissen Sie denn, daß noch kein Wesen die Anhänglichkeit meiner Seele mit solcher Allgewalt an sich zog als — —

Er. O Mädchen — Einzige! —

Und ein brennender Kuß schweigte ihren Mund.

Aber mitten im süßen Genuß erhob sie sich. — „Wollen Sie mich begleiten?" sagte sie, und verließ die Hütte mit ihm der jetzt so gern von der ganzen Welt geschieden, an ihrer Seite allein hier geblieben wäre.

Auf dem engen Pfade ging sie vor ihm her, langsam aber ruhig, matt doch heiter. Nur zuweilen blieb sie stehen, sah mit lieben=

dem Blick ihn an, und rief: — „Welch' ein Kampf! O daß ich ihn überwandt!“

Ihr folgte Otto mit einem Drange von Gefühlen, der an jede ihrer Bewegungen sein Auge fesselte. Nicht die Schönheit ihres gerundeten Arms, nicht die liebliche Weiße ihres Nackens, die Fülle ihres schwarzen Lockenhaars, nicht der zierliche Faltenwurf ihres Gewandes, das den schönen Fuß umschwebte; — ihre Weiblichkeit überhaupt war es, die ihn jetzt unwiderstehlich an sich zog. Für ihn waren die romantischen Felsen nicht mehr da, kein Rauschen des Bachs, kein Gesang der Grasemücken, keine winkende Blume; — Mathilde nur ging mit ihm dahin.

Sie führte ihn in die bekannte Fliederlaube. „Hier, sprach sie, ist freiere Luft; hier bin ich vielleicht im Stande Ihnen das zu entziffern, was Ihnen räthselhaft war.“

„Nur als Folge Ihres eignen Willens.“

„Soll der Ihrige so wenig auf mich wirken?“

„Ja Theure in allen Dingen, welche Ihnen keinen Zwang auflegen.“

(Schmeichelnd.) „Wenn er aber so süß ist?“

„Wie groß sind Sie im Vergeben.“

„Schmeichler! Ich muß erzählen, sonst gerathen wir in einen andern Wortwechsel. Aber die Hand darauf, daß Sie die vielleicht unbedeutenden Aeusserungen eines Mädchens ruhig anhören wollen.“

„Eine strenge Forderung.“ (Er küßt sie.)

(Schamhaft blickt sie nieder und beginnt.) „Seit ihrem ersten Besuch hier in Wochau, seit dem ersten Zusammenseyn mit Ihnen in dieser Laube, war mir jene Kluft, in der sich die Hütte verbirgt, vorzüglicher als sonst. Ich

glaubte bemerkt zu haben, daß Sie oft von hier aus sie betrachteten; daß Sie im Gespräch jenen Winkel malerisch fanden. Mein erster einsamer Gang richtete sich daher dorthin, wohin ich noch nie gekommen war. Ich verfolgte den irrenden Bach und kam an die Stätte, wo die Hütte jetzt steht. Da ergriff mich ein Schauer, Thränen flossen von meinen Augen, und doch war mir wohl. Ich blickte hierher zurück, und es war als lächelten Sie mir freundlich zu." —

„Mathilde, ich darf nicht unterbrechen?"

„Sie würden wortbrüchig. — Seit der Zeit war kein Ort mir lieber, als dieser, wo ich die stillen Thränen vergoß. Oft fand mich auf dem wilden Mooßsitze das Sternenlicht, und schüchtern schlich ich dann dem Geräusche des Baches nach, und kehrte durch Sträucher und graues Gestein wieder zurück. O nie vergeß' ich sie, jene heiligen einsamen Stun-

den. Sie machten mich mit mir selbst bekannter; sie ließen mich die Vorgänge meines Herzens erforschen; sie führten mich zu endlichen Entschlüssen. Und so entspann sich mittlerweile auch die Idee, meiner stillen Liebe einen Tempel zu weihen. Daß ich dies ungestöhrt ausführen könnte, wußte ich, weil gewiß noch nie die Fußtritte meines Bruders bis dahin gekommen waren. Nach einigen Monathen stand die Hütte fertig; ich eilte, um auch die innere Einrichtung zu vollenden, und träumte mich oft im voraus in jene Zeit hin, wo ich Sie zuerst an meiner zitternden Hand und mit lautem Klopfen des Herzens hinführen würde."

„O warum sagen Sie mir diese entzückenden Worte nicht an jener Stätte selbst? Kommen Sie, ich bitte Sie darum."

„Vielleicht sinkt ihr Reitz in diesen Augenblicken um so tiefer bei Ihnen hinab, je

höher er sich vielleicht über seine Wirklichkeit in der Vorstellung hob. — Fast war die innere Einrichtung getroffen, und schon sah ich mit sehnendem Verlangen dem nächsten Ihrer Besuche entgegen; als ich einen Brief erhielt, mit — meinem Namen, und mit dem Orte meines jetzigen Aufenthalts. Eben war ich im Begriff in meine Einsamkeit zu gehen, und steckte den Brief zu mir um ihn dort zu lesen. In süßer Vergessenheit aller der lästigen Verhältnisse meines frühern Lebens und — lassen Sie michs immer sagen, — auch meines gegenwärtigen, warf ich mich auf den Sopha, und erbrach ruhig das Schreiben. Gott was fand ich! Die Sprache wilder Leidenschaft und den vertrautesten Ton eines Mannes, der die Person, an welche der Brief gerichtet war, in ihren verschwiegensten Lüsten kennen mußte. Der Brief entsank mir; aber ich betrachtete ihn aufs

neue, in der Meinung, daß ich die Aufschrift zu flüchtig übersehen haben müßte. Und doch blieb es mein Name. Weg war nun der stille Friede meines Herzens; das Gefühl meiner Unschuld war gekränkt, und die wonnige Vorstellung, daß dieser Ort nur der glücklichen Liebe heilig bleiben sollte. Tage vergingen, eh' ich mich über den Vorfall in so weit beruhigen konnte, daß ich entweder den Grund in einer niedrigen Bosheit oder in einer blinden Verwechselung meiner Person mit einer andern finden konnte. Nur Sie brachten mich wieder zur Ruhe zurück. Ein Besuch von Ihnen, der in diese Tage fiel, ließ mich den Standpunkt der nöthigen Besonnenheit wieder finden. Es wurde mir nun am wahrscheinlichsten, daß der Brief einer Kusine von mir hatte zukommen sollen, welche auch Mathilde heißt und in Alt-Döbra wohnt. Denn so wenig ich auch mit die-

sem Mädchen in Gemeinschaft gekommen bin, so erinnerte ich mich doch einer Sage von ihr, welche meine Muthmaaßung bestätigte.

Mittlerweile vorlor sich allmählig der widrige Eindruck des Begegnisses, ich fuhr fort, meiner Hütte die vollendete Einfachheit zu geben, und hatte zuletzt bei dieser kleinen Geschäfftigkeit den Unfall fast ganz vergessen. — Sieh da, heute bringt ein Bote meiner Jungfer, welche die einzige Vertraute meines Unternehmens ist, einen Brief mit einem unversiegelten Paket. Ihre Neugierde reitzt sie; sie macht es auf und findet das der Sittsamkeit so wenig entsprechende Bild, welches Sie wahrscheinlich auch bemerkt haben werden. Betroffen über diese Erscheinung und gleichwohl in der Meinung, daß mir der Brief willkommen seyn werde, legt sie ihn in die Hütte neben die Selterflasche, von der ich gewöhnlich nach meinem Spaziergange, den ich

auch heute gemacht hatte, zu trinken pflege, und hängt das Bild dem Sopha gegenüber.

Ich trete ein, finde den Brief, und ohne Hand und Petschaft zu erkennen, brech ich ihn auf, und finde — o Felseck! —"

(Sie lehnt sich traulich an seine Schulter.)

„Liebenswürdige! Mein volles Mitleid bei der zwiefachen Kränkung, welche Ihnen theils die widrige Erscheinung, theils meine Voreiligkeit verursacht hat."

„Nichts mehr davon. Jetzt liegt alles — alles hinter mir und ich bin glücklich. Nur mein rasches Davoneilen, als ich die ersten Zeilen des Briefs las und das Bild erblickte, reut mich. Da gerade mußten Sie kommen und ich saß hinter der Hütte, versunken in dumpfe Bewußtlosigkeit."

Die Sonne sank allgemach, und der schönste Abend näherte sich. Ein milder Hauch schwebte über Blumen und Kräuter. Eine

stärkende Kühle hob jede sinkende Lebenskraft und spannte die schon erhöhte auf eine noch höhere Stufe. Aber Otto sah weder den rosigen Flor, der die Berg- und Tannenspitzen umflog, noch das goldene Abendgewölk. Mathildens kosendes Geschwätz zauberte zu sehr seine Seele an sich; er fühlte unbewußt die Wirkung der stärkenden Natur und sein Auge hing trunken am liebesprechenden Auge des zärtlichen Mädchens.

„O nur einmal Felseck, wenden Sie jetzt Ihren Blick auf jene Schlucht. Welche unnachahmliche Schattirung! Welche lockende Freundlichkeit von oben, welcher einladende sanfte Ernst von unten!" sprach Mathilde und unterbrach gleichsam sich selbst.

„Schön, bei Gott, schön!"

„Und nun der matte Wiederschein, welchen die Hütte empfängt."

„O jetzt auf einige Augenblicke dahin!“ (Aufstehend und sie bei der Hand fassend.)

„Es wird mir schwer zu widersprechen. Ihre Einladung und die Einladung des Orts selbst; — aber bedenken Sie Felseck, die Rückerinnerung an den heutigen Auftritt, welche sich mir, selbst an Ihrer Seite aufdringen würde.“

„Und doch — doch würde ich bitten.“

„Wissen Sie die Schwachheiten meines Geschlechts mit Geduld zu ertragen?“

„Liebenswürdigkeiten, Zartheit der Gefühle wollen Sie sagen. — Wer sollte nicht gern Zeuge von ihnen seyn?“

Mit einem leisen Seufzer blickt sie hingebend ihn an, schmiegt sich an seinen Arm und spricht: „Unwiderstehlicher!“

Im Rosenlicht der untergehenden Sonne gingen sie hin. Er mit dem Gefühl einer drängenden Fülle von Lebenskraft, mit

einem Strom von Empfindungen, die ihn an Mathilden mit jedem Moment vester ketteten; sie mit einer sanften Hingebung, mit einer süßen weiblichen Nachgiebigkeit, so mächtig in ihrer Wirkung auf Männerherzen. Das ferne Abendlied der Lerche, das Rieseln des Bachs, der milde Hauch des Westes, das Flüstern in den Gesträuchen — und nun die trauliche Einsamkeit des Orts, — o Felseck! Felseck! welche mittelbare Nahrung für die keimende Macht der Sinnlichkeit an der Seite der reitzenden Gefährtin!

Am Eingange der Hütte zuckte ihr Arm in dem seinigen, und mit einem Druck der Hand lispelte sie leise: „Welch ein Widerspruch des Vergangenen und Jetzigen. Vor kurzen so tief erschüttert von der Last eines unnennbaren Schmerzes, und jetzt durchdrungen von der Seligkeit der ersten Feier meiner stillen Liebe!“

Da nahm die milde Dunkelheit der Hütte sie auf.

Schweigend setzen sie sich auf die blähende Ottomane, dichter als in der Fliederlaube. Mathilde will ein Kissen anders richten. Sie wankt; Brust an Brust sinkt sie in Ottos Arme, glühende Küße verschmelzen sich, ihr Bewußtseyn schwindet und — da klirren die Gläser auf dem nahstehenden Tische. Mit Blitzesschnelle fliegt jetzt eine grause Gestalt ihm vorüber, das Symbol dessen, was Otto am Tage allein auf dieser wollüstigen Stätte dachte. — Er springt auf. — „O mein Felseck!“ lispelt Mathilde. „Kommen Sie,“ ruft er ihr zu, und reicht ihr männlich die Hand.

„Wo bin ich!“ spricht sie jetzt und richtet sich auf. Welch' eine betäubende Kraft durchdrang meine Adern! O Liebe, Liebe warst du es? Dann Otto, dann innigen

Dank für die Rettung meiner heiligen unentweihten Gefühle!"

Sie gehen stumm und gedankenvoll zurück. Bald ist er zum Abschied fertig. „Nie wieder diesen Grad des Vergessens." So geht er von ihr. Sie ruft ihm nach:

„Nie wieder!"

Sich überlassen steht nun die Geschichte der letzten Stunden in schwarzen Farben vor ihm da. Er ist zu gut, um nicht Mathildens Mittheilung als lautere Wahrheit zu betrachten; zu unpartheiisch gegen sich selbst, um nicht die Folgen des Ganges und die nahe gänzliche Verirrung sich selbst und seiner Aufforderung, ihn in die Hütte zu begleiten beizumessen. Nur sich selbst findet er des größten Tadels werth, und wird sonach noch unfähiger, das Geschehene mit hinlänglicher Ruhe zu beurtheilen. Ihm erscheint Mathilde in der Glorie der lautern Unschuld, im Lichte der reinen

Liebe, die durch ihn so nahe an einen schwindelnden Abgrund geführt worden war. Die freundliche stille Hütte ist ihm nun verhaßt. Er denkt sich Mathilden mit reuigen Thränen, sieht sie schlaflos ihr Lager benetzen. Die Stätte des Friedens und des stillen jungfräulichen Genusses ist auch ihr, so dünkt ihm, fortan entstellt. Er hat den Saamen der Unruhe, und eines unstäten Genusses nach Wochau gebracht; und die Harmlosigkeit — —

„Sind Sie es denn, Herr von Felseck?“ ruft heimlich an der Seite des Weges eine weibliche Stimme ihm zu und weckt ihn aus seinen finstern Betrachtungen.

„Wer bist Du?“

„Sie werden mich freilich nicht kennen, und ich hätte michs auch nicht unterstanden; aber —“

„Wie heißt Sie?“

„Ich bin Marie Ulbrichin, die Mutter der Kinder, die Sie hier aus dem Graben zogen, und so reichlich beschenkten.“

„So? Sind die Kinder wohl?“

„Gott sey Dank, ja.“

„Es ist mir lieb. Gute Nacht!“

„Ach Herr von Felseck!“

„Jetzt lasse Sie mich, wenn ich wieder komme, will ich Ihr was geben.“

„Ich will nichts haben. Aber ich habe was auf dem Herzen, das ich Ihnen gern sagen möchte.“

„Gut, ein andermal.“

„Wenns nur nicht dann zu spät ist.“

„Aber jetzt ist es Abend, und mein Weg ist weit.“

„Ich glaubs wohl; aber du mein Gott, Sie sind so ein lieber Herr, und ich mein' es gut, und mein Mann auch, und

da können wirs nicht übers Herz bringen, daß man Sie so überlisten will.“

„Ueberlisten?“

„Nu ja. Aber kommen Sie nur ein Stückchen weiter, wir sind hier noch zu nahe am Dorfe. —“

„Gute Frau, wenn Sies versparen kann; so thut Sie mir einen großen Gefallen.“

„Hören Sie nur Ihr Gnaden, ich wills nicht lange machen. — Sehen Sie, ich muß doch oft zur Fröhne auf den Herrnhof, und ins Herrnhaus scheuern gehn, und da hört unser eines manchmal Dinge, die der Zehnte nicht erfährt. (Otto wird aufmerksamer) Von unserm Herrn will ich nichts sagen; denn es ist bekannt genug, wie hart er mit den Menschen umgeht; aber doch ist er mir noch lieber möcht' ich sagen, als —“

„Nun, und wen meint Sie, doch wohl nicht Fräulein Mathilden?“

„Herr von Felseck, ich bin ein armes Weib, aber kein schlechtes Weib, und Gott soll mich bewahren, daß ich jemanden was böses nachreden wollte.“

„Schweig Sie, und geh Sie nach Hause.“

„Um Gotteswillen hören Sie mich nur auf ein paar Worte. Sehn Sie, ich will nicht gesund auf der Stelle stehn, wenns Fräulein Mathilde ehrlich meint!“

„Weib!“ (Sie beim Arme fassend.)

„Und wenns mein Leben kosten sollte, so bleib ich dabei, daß sie Sie mit Falschheit hintergeht. Sie kann keine Liebe zu Ihnen haben.“

„Was weißt Du von Liebe Elende! Geh und dank' es meinem Edelmuth, daß ich

Deine Schändlichkeit verschweigen will. (Geht von ihr.)

„Aber (ihm nachlaufend) wissen Sie denn, daß sie sich die Hütte hat bauen lassen, um ihre Sünden so recht frank und frei nach Herzenslust zu treiben?“

„Wärst Du nicht ein Weib, sieh —“

„Ich weiß es ja von der Kammerjungfer, daß sich Fräulein Mathilde Rechnung auf Sie macht, weil Sie ihr alles glauben. Aber Gott verhüte das, denn ihr schändliches Leben läßt sie doch nicht?“

„Satan, was weißt Du von ihr?“

„Daß sie sich wie ein Engel stellt, heilig und fromm thut, wenn Sie da sind, und in allen Lüsten lebt, wenn Sie weg sind; daß sie es sogar mit einem Ehemanne hält, mit einem Herrn von Angerloh, vor dem kein Mädchen Friede hat, und den sie hinter der Hütte durch die finstere Stiege, wie wir

den engen Fußsteig nennen, zu sich kommen läßt, wenns ihr beliebt; sehn Sie, daß weiß ich von ihr."

(Wie niedergedonnert steht Felseck vor ihr, will reden, will sie bei der Brust fassen und spricht) „Rede!"

„Eben heute, und das kränkt uns gerade so sehr, hat sie ihn bei sich gehabt, und hat sich doch gegen Sie gestellt, als wenn sie kein Wasser betrübt hätte. O, ich habe Sie wohl gehen sehen; denn ich war im Herrnhause und die Kammerjungfer hatte Sie bemerkt, und sagte mirs. — Die wird wohl jetzt nicht an ihn denken, — sagte sie. Aber es geschäh ihr recht, wenn er sie einmal betauschte; denn was giebt sie mir viel für mein Heimlichhalten. Die alte Schürze? — nicht zwanzig Groschen ist sie werth. — Sehn Sie, so sprach sie. Mir wollte der Aerger das Herz abdrücken. Aber wie Sie

immer weiter und weiter gingen, da fing sie an: Nein, ich muß doch wohl hinlaufen, die Schande wäre gar zu groß. — Und da lief sie fort auf dem hohen Graben, und kam Ihnen zuvor."

„Weib! aus der Hölle gesandt!" (Er schleudert sie von sich.)

„Gott ist mein Zeuge, ich rede die Wahrheit! Und warlich, wenn man ihr nur etwas angemerkt hätte, wie sie nicht lange darauf mit Ihnen gegangen kam, ich hätte vielleicht geschwiegen. Aber eine solche Falschheit; nein, dachte ich, ein solcher Herr, der es so redlich mit den Menschen meint, muß es wissen. Und darum ging ich hierher, und wartete auf Sie."

— „Fluch und Verderben auf Dich!"

„Ja, wenns nicht wahr ist."

„Also, Du bleibst dabei?"

„I nu, mein Gott, es ist ja die Wahrheit!“

„Mathilde also — nein Du rasest oder hast geträumt!“

„Wollte Gott, das letzte wäre wahr!“

„Du nimmst mir den Glauben an weibliche Tugend.“

„Ich verstehe Sie da nicht ganz; aber wenn Sie meinen, daß Mathilde eine Tugendhafte gewesen ist, dann irren Sie gewaltig. Nichts wie Verstellung.“

„Ich — (vor sich hinstarrend) — Gott, gieb mir Fassung!“

„Lieber gnädiger Herr, wollen Sie ein wenig warten, mein Mann mag Sie nach Hause begleiten.“

„Ha, ich habe der Begleitung genug.“

„Aber, du mein Gott, wenn ich gewußt hätte —“

„Hier nimm! Ist es Wahrheit was Du mir sagst; dann kann ich mit allem was ich habe Dich noch nicht genug belohnen.“

„Nicht doch, gnädiger Herr! Ich — —“

Aber der Sturm seines Herzens hatte ihn fortgerissen. Sie stand mit der geldgefüllten Hand da, und hörte in der dunkeln Ferne seinen wilden Tritt.

Otto von Felseck an seinen Freund von Klett.

„Du hast Recht. Seit deinem flüchtigen Besuch ist eine beträchtliche Zeit vergangen. Aber schreiben, an Dich schreiben — konnte ich warlich in dieser Zeit nicht. Ich hätte gewisse Gegenstände berühren müssen, an die ich nicht mit der nöthigen Fassung hätte denken können. Jetzt glaube ich, daß ichs kann.

Dein kurzer Aufenthalt bereitete mir höchst glückliche Stunden. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft drängten sich auf einen Punkt zusammen; wie reich war daher mein Leben an Genuß.

Ich hatte zwar noch nicht zu lange den Ort verlassen, an dem wir uns zusammen für das thätige Leben vorbereiteten, aber Dein Abgang von der Akademie war doch ungleich später geschehen, daher mir so manches neu war, was Du mir mittheiltest. Eine Idee weckte die andere, und so genossen wir die 3 Jahre unsers gemeinschaftlichen Lebens in einigen Stunden wieder. Sie war schön die Vergangenheit, und noch schöner würde sie seyn, wenn nicht der Tod unsers Waldingers die frohe Rücksicht trübte. Ich nenne Dich glücklich, daß Du in seinen letzten Augenblikken um ihn seyn konntest. Ich konnte es nicht! — Ach, er war so gut, der innigen

Freundschaft so werth; und ich konnte ihm nicht antworten, da er meinen Namen beim Lebewohl rief! Ungleich größer sind die Schrecknisse des Todes in den Frühjahren des Lebens! Friede über der Asche unsers Waldingers!

Die Gegenwart, in der ich bei Deinem Besuch lebte, war sehr glücklich, und eben weil sie es war, konnte ich so bald nicht an Dich schreiben. Schrecklich hat sich die Zukunft, die ich mir so höchst vollkommen dachte, schon jetzt geändert.

Du weißt mit welcher Begeisterung ich von Mathildens Schönheit des Geistes und Körpers sprach. Zwar lächeltest Du und nanntest mich einen liebenden Schwärmer; aber da Du sie selbst gesehen hattest, war mir Dein Beifall gewiß, und mit stolzer Freude hörte ich Dir zu, wenn Du mich einen höchst Glücklichen nanntest. O ich war's, durch die schönen Hoffnungen war ichs, welche die

kommenden Tage mit täuschender Wahrscheinlichkeit zu begünstigen schienen. Bin ichs noch? Nein! und doch nenne ich mich auch jetzt glücklich, sehr glücklich, daß der täuschende Flor verschwand, eh' ich mich in Fesseln sah, die mich auf mein ganzes Leben unglücklich gemacht haben würden. — Dieser scheinbare Widerspruch wird sich durchs folgende aufklären.

Verlange nicht von mir, Dir die Auftritte zu schildern, die mich mit dem Charakter dieses Mädchens bekannt gemacht haben, und mir jetzt zum Beleg meines Urtheils dienen. Sie stehen zu sehr mit dem Werthe im Widerspruch, den ich sonst auf Mathilden setzte. Schlichte Gutmüthigkeit wohlmeinender Menschen hat mir die Augen geöffnet, hat mir das Wesen, das mir so vollkommen erschien, in seiner Niedrigkeit dargestellt. — Meine Feder sträubt sich, die-

sen Ausdruck zu brauchen; aber er ist der gelindeste, den ich wählen kann. O Freund, Freund, es war ein schrecklicher Zustand, sich überzeugen zu müssen, daß sie da, wo sie mir als ein Engel Gottes erschien, wo ich mir selbst einer zu großen voreiligen Vertraulichkeit wegen Vorwürfe machte, die sie in meinen Augen zu Schwachheiten hätte verleiten können — daß sie gerade da die trunkne Umarmung eines Mannes genossen hatte, der selbst schon Gatte und Vater ist!

Allgewaltig kämpfte mein Herz gegen die Ueberzeugung und gegen die nothwendigen Maaßregeln des Verstandes. Aber jetzt bin ich froh, daß ich mein Herz besiegte. Die kalten Prüfungen der Vernunft fanden bald, was mein Herz nicht wünschte — Wahrheit. Ich erkannte in Mathilden die geübteste Phryne und jetzt möchte ich nicht gern, daß die Züge ihres Charakters, die ich nun kenne,

in ein noch grelleres Licht träten. Leider ist der Anschein da!

Daß ich meine Besuche in Wochau abbrach, läßt sich denken. Meinem alten Jakob fiel es auf, noch mehr der Frau von Hain. „Ich möchte mich fast freuen, sagte der ehrliche Alte eines Abends, daß Sie nicht mehr so häufig nach Wochau reiten. Haben Sie etwa was gemerkt?“

„Wie so?“ fragte ich.

„Weil ich immer, nehmen Sie es aber nicht übel — weil ich immer dachte, das Hoffräulein ist doch wohl keine Frau für Deinen Herrn.“

„Du hast recht; sie wirds auch nicht werden.“

„Ist das wahr?“ rief der Gutmüthige freudig und drückte mir die Hand. — „Man spricht gar zu viel von ihr.“

„Hast Du auch Nachricht?“

„Die gute Frau von Hain war letzthin Ihrentwegen in rechter Verlegenheit. Sie erhielt einen Brief und rief einigemal aus: Mein Gott! mein Gott! Ich wollte nicht fragen und sie ist auch zu behutsam. Aber daß etwas von Ihnen oder vom Fräulein mochte drinn gestanden haben, merkte ich daraus, daß sie mir sagte: lieber Jakob, wenn ers doch könnte dahin bringen, daß der junge Herr nicht so oft nach Wochau ritte. Ich antwortete drauf, daß ichs auch wünschte, denn — und was ich nun da noch sagte. Sie schwieg, war aber sehr bewegt, und seufzte: Wenn er unglücklich werden sollte! drauf ging sie hinaus."

„Sey ohne Sorgen; mein Verstand wird mich leiten." Und damit verließ ich ihn.

Mir vielen nun die öftern wohlmeinenden Bemerkungen dieser guten Frau ein und ich nahm mir vor, mit ihr offen zu sprechen.

Gleichwohl stand ich an. Es schien mir einer Neugierde ähnlich zu seyn, die dem Manne nicht ziemt, und die an ungewisse Schadenfreude gränzt, bis sich die Gelegenheit selbst anbot. Ich war allein mit ihr und das Gespräch kam auf Dobschütz, wo mein ehemaliger Hauslehrer Prediger ist. Ich sprach mit Achtung und Liebe von ihm und die Frau von Hain schien dadurch am Gespräch immer mehr Theil zu nehmen. Sie kennt dessen Gattin sehr genau, welche eine Gespielinn ihrer Tochter gewesen ist, und zuweilen an sie schreibt. „Erst kürzlich habe ich einen Brief von ihr erhalten, sagte sie ungleich lebhafter, der mir Freude machte, aber auch von einer Seite mich sehr nieder schlug. Unter den Nachrichten, die sie mir mittheilte, war eine Schilderung der höchst unglücklichen Lage der Frau von Angerloh, die —“

Unwillkührlich wiederholte ich den Namen — Angerloh! und sah die Frau von Hain forschend an.

„Herr von Felseck, fuhr sie mit mütterlicher Herzlichkeit fort und nahm mich bei der Hand, — was ich Ihnen jetzt mittheile, sey einzig ein Beweis meiner redlichen Theilnahme an Ihrem Schicksal, an Ihrer Ruhe. Es wird mir schwer, nachtheilig von irgend jemanden zu reden, weil man so leicht in den Verdacht der Verläumdung fällt, und zuweilen sich in ein besseres Licht stellen zu wollen scheint. Aber — o lieber Felseck, es betrifft Ihr Glück. Ich bin nicht die, die Ihnen die Nachricht unmittelbar mittheilen kann; aber für ihre Glaubwürdigkeit kann ich bürgen. Meine Freundin ist zu biedersinnig, als daß ich ein Mißtrauen in sie setzen dürfte; überdies kann sie hier keine andern Nebenabsichten haben, als mir eine Begebenheit mit-

zutheilen, die auf jedes edle Herz den stärksten Eindruck machen muß."

„Sie haben nicht nöthig, fiel ich ein, Ihre Aussagen in voraus so sehr zu bekräftigen. Von Ihnen läßt sich nur Wahrheit erwarten; also — —"

„Nun gut. Meine Freundin schreibt mir, daß die Frau von Angerloh der Zerrüttung ihres Verstandes nahe ist. Die Ausschweifungen ihres Mannes haben sie dahin gebracht. Sie hat geduldet, aber ein Schreiben von — ich nenne sie nun ohne Bedenken — von Fräulein Mathilde von Scherlitz, daß der Zufall ihr in die Hände führt, giebt ihr schreckliche Aufschlüsse. Ihr Zustand ist höchst beklagenswerth."

„Ich finde ihn gewiß auch so; allein in Ansehung meiner komme ich Ihnen zuvor, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß mein Herz vom Hause von Scherlitz und be-

stimmter noch — von Mathilden nichts mehr zu fürchten hat.

„Lieber Felseck, diese Zusicherung macht mich sehr froh. Ich sah Ihre Verblendung und wußte kein Mittel, Sie davon zu befreien, weil ich nicht triftige Belege hatte, die Sie überzeugen konnten.“

„Ich bin frei, theure Frau. Mathildens Charakter wurde mir bekannt; ist es aber jetzt um so mehr, da Sie einen so wichtigen Beitrag dazu gegeben haben.

Und sieh, bei dieser Gewißheit von Mathildens Einverständniß mit dem Manne, der allgemein verabscheut wird, ist es geblieben. Mathilde, so weit auch ihre Verstellungskunst geht, hat sie selbst bei mir bestätigt.

Mein Vater und ich erhielten einige Zeit darauf eine Einladung nach Wochau. In der That wußte ich Anfangs nicht, was ich

thun sollte. Meinem Vater durfte ich nichts von meinen Erfahrungen mittheilen, weil er zu sehr für sie eingenommen ist, folglich hätte ich einen Vorwand brauchen müssen, um zurück bleiben zu können. Gleichwohl fand ich dies im Widerspruch mit dem Geradsinn des biedern Mannes; und mein reines Gewissen hielt mich eben so wenig zurück. Ich begleitete also meinen Vater.

Du kannst Dir in der That keinen höhern Grad der Einfachheit und eines anmuthigen sittlichen Betragens denken, als der war, in dem Mathilde erschien. Eine stillgenährte Wehmuth schwebte auf ihrer Stirn, die ihren sanften Reden in gewissen Augenblicken eine unwillkührliche Stockung beizulegen schien. Sie war unbefangen und doch von bemerkbaren Zweifeln gehalten, welche sie absichtlich zu erkennen gab. Jetzt aber, da ich mit freiem Herzen sie beobachten konnte,

staunte ich über den hohen Grad weiblicher List; denn jede Wendung, jeder Tritt war genau auf Wirkung berechnet, die sie eben so sehr bei meinem Vater als bei mir hervorzubringen suchte. Bei meinem Vater gelang es ihr ganz; aber bei mir? — Meine Ueberzeugung war zu lebhaft; ich erhielt mich in meiner Fassung.

So viel ich konnte vermied ich jede Gelegenheit, mit ihr allein zu seyn; und doch wußte sie es dahin zu bringen. Wer mich da mit ihr gesehen hätte, müßte mich für den unbiegsamsten Mann gehalten haben. Sie trat mit einem Zartsinn auf, mit einem Anstrich von Unschuld, der einem dritten hätte bezaubernd seyn müssen. Schüchternd wie die erste jungfräuliche Liebe, wand sie sich — von ihrem Gefühl gleichsam hingerissen, um mehrere Fragen, bis sie endlich in den rührendsten Tönen mich um mein langes Außen-

bleiben befragte. — Und ich stand da, nur darauf bedacht, ihr eine deutliche und doch nicht beleidigende Antwort zu geben. Aber dann, als ich ihr sagte, daß das thätige Leben des Mannes auf seinen Genuß oft einen eben so großen Einfluß hätte, als Ueberzeugungen und Grundsätze diese und jene Genüsse beschränkten, da verrieth ein Blick von ihr ihre eigentlichen Gesinnungen. Es war nur einer, aber er sagte mir alles; und ob sie gleich darauf wieder ihre Rolle mit undenkbarer Fertigkeit fortsetzte, so hätte sie doch auch mit einer noch größern Kunstfertigkeit den Eindruck nicht verwischen können. Mit dem höchsten Grade von Liebreitz sagte sie beim Abschiede: „Nach langen trüben Tagen doch einige glückliche Stunden, welche ich Ihnen verdanke!"

So trennten wir uns, ohne daß mir es schwer wurde. Dagegen machten die Vor-

stellungen meines Vaters und seine Lobpreisungen über ihre Schönheit und Anmuth meine Bedenklichkeiten groß. Denn Freund, mein Vater wünscht, was ich nicht glaubte, meine Verbindung mit ihr. „Wär' ich in deinen Jahren, setzte er hinzu, das Mädchen müßte mein werden. Es ist ein Engel, bei Gott, ein Engel!" Ich konnte ihm nicht geradehin widersprechen, stellte ihm aber vor, daß meine jetzigen Verhältnisse es noch nicht gestatteten, an eine Verehelichung zu denken. Und auch da wendete er mir ein, daß ihr Vermögen nicht ganz unbeträchtlich sey. Es war ein Glück, daß ich ihn auf andre Ideen bringen konnte; aber nur zu oft wiederholte er noch jetzt seinen Vorschlag.

Meine Lage ist in der That sehr kritisch. Sie ist einigemal mit ihrem Bruder und allein bei uns gewesen. Ohne mich zu bestürmen, scheint sie einen Plan ausführen zu

wollen, der unmöglich bei ihrer Denkart von guten Folgen seyn kann. Ist es Rache? Ist es Bosheit? — Gott weiß es. Aber gewiß ists, daß sie planmäßig handelt. Sie scheint jetzt weniger meinetwegen zu kommen, als wegen der Kunstsachen meines Vaters, der nach jedem ihrer Besuche für sie noch mehr eingenommen ist. Sollte sie — — doch nein, nein, ich will keine Muthmaaßungen nähren, so räthselhaft auch immer die Zukunft vor mir liegt.

Wäre ich nicht durch solche Verhältnisse zu ernsthaften Betrachtungen gestimmt, so würde ich Dir noch einige Auftritte mit der Familie von Spruck schildern, die sich dem komischen sehr nähern. Einen gewissen Grad von Eitelkeit müßte ich haben, dann würde ich glauben, daß die Fräulein Malchen und Judith Absichten auf mich hätten, welche

von ihren Eltern begünstigt werden. Jetzt nichts weiter von

Deinem Otto von Felseck."

Die Familie von Spruck stand der Nachbarschaft wegen mit dem Geheimenrath von Felseck in Verbindung; schien sie aber noch enger knüpfen zu wollen. Da der Charakter des Kammerjunkers von Spruck zu sehr dem Charakter des Rittmeisters von Scherlitz widersprach, so kannten sich beide Familien nur als Nachbarn, statteten einander jährlich einige gegenseitige Besuche ab, bekümmerten sich aber übrigens wenig um ihre innern Angelegenheiten. Folglich wußten auch Malchen und Judith nichts von Ottos und Mathildens näherer Bekanntschaft. Der junge Mann gefiel ihnen beiden, und da ihr Vater eines Tages am Theetisch sich äußerte, daß Otto ein Mann für sie wäre; so glaubten sie um so

mehr ein Recht zu haben, Ottos Herz in Anspruch zu nehmen. Das größte und in ihren Augen — das wichtigste Hinderniß war nur, daß sie nicht wußten, welche von ihnen der andern den Vorzug lassen sollte. Von außen und innen waren sie einander ziemlich gleich; der Unterschied bestand bloß darin, daß Malchen die ältere war und Judith weniger an den Pocken gelitten hatte.

In wie weit nun ihr Ansehen mit Ottos Schicksal verflochten war, in so weit verdient es allerdings bemerkt zu werden.

Bei dem hohen Phlegma des Kammerjunkers war es gewiß, zum besten seiner mannbaren Töchter, eine verdrießliche Ueberwindung seiner selbst, daß er sich zu einigen Besuchen bei dem Geheimenrath entschloß. Wie viel entging ihm nicht in diesen Stunden am Genuß seiner häuslichen Bequemlichkeit? „Ich habe das meinige gethan, sag-

te er daher nach dem dritten Besuch zu seinen Töchtern, thut ihr nun das eurige." Und dieser dritte Besuch war auch wirklich der wichtigste. Vater und Töchter hatten einen weiten Schritt vorwärts gethan, und fühlten sich beruhigt.

Nur bei völliger Windstille und bei warmen Sonnenschein wagte es der Kammerjunker sich der freien Luft auszusetzen. Es war daher auch ein ausgesuchter Tag, an dem er zum drittenmal nach Gottesheim fuhr. Frau und Töchter begleiteten ihn.

Und doch war ihm der Weg lästig geworden. Aber mit noch größerer Unruhe sah er auf die Stunden hin, welche er mit dem Geheimenrath zubringen sollte. Er kannte seinen Hang zu Seltenheiten, und wußte daß er durchaus wieder dies und jenes würde besehen müssen.

Er kam an, und die Stunden des Vormittags gingen größtentheils stehend hin, weil der Geheimerath eben eine schöne Sammlung verschiedener Holzarten erhalten hatte. Bat sichs auch der Kammerjunker zuweilen aus, auf einige Augenblicke ausruhen zu dürfen, so jagte ihn doch der Kunsteifer des Geheimenraths durch ein: „nun sehen Sie einmal" wieder auf. Ueberdies peinigte ihn auch der Gedanke, wie er dem Zweck seines Besuchs näher kommen wollte.

Er war so entkräftet, daß er sich nach Tische auf ein Stündchen niederlegen mußte.

Mittlerweile sah sich Otto von Malchen und Judith unterhalten. Denn die Mutter wußte mit der Frau von Hain so viel zu sprechen, daß Otto aus Höflichkeit sich gezwungen sah, ihren Gesellschafter zu machen. Sie gingen in den Garten.

Judith. Ist das nicht Krausemünze?

Malchen. Warum nicht gar.

Judith. Da ist es Melisse.

Otto. Bitte um Verzeihung, man nennt es Rosenkraut.

Malchen. Nicht wahr? Ich dacht's wohl.

Judith. Rosenkraut! — Den Rosen bin ich recht gut.

Otto. Die Rose ist auch wohl die schönste Blume.

Malchen. Wenn sie nur keine Dornen hätte.

Otto. Sie gleicht den Freuden des Lebens.

Judith. (Aeusserst schamhaft) Und der Liebe, spricht Malchen.

Malchen. (Ihre Schwester stoßend.) Sie haben recht schöne Blumen, Herr Assessor.

Otto. Hm! Jetzt ist unser Garten nicht mehr das, was er sonst war.

Malchen. Sie sind zu bescheiden.

Judith. Ein hübscher Herr hat auch hübsche Sachen.

Otto. Sie beschämen mich, mein Fräulein.

Malchen. Wer wird denn gleich alles sagen, Judith.

Judith. Das wird der Herr Assessor ohnedem selbst wissen.

Otto. Meine Damen, wollen Sie nicht in die Laube treten, vielleicht vergessen Sie Ihren Scherz.

Judith. Ei, alle unsre Leute sagtens, wie Sie bei uns gewesen waren, und meine Schwester redt auch immer von Ihnen.

Malchen. Du wohl nicht? Rede nur nicht gleich alles heraus.

Judith. Nicht wahr, Sie heißen Otto mit dem Vornamen, Herr Assessor?

Otto. Ja, wenn Sie — —

Judith. Siehst Du daß ich recht hatte. (Zu Otton.) Meine Schwester meinte, Sie hießen Karl.

Otto. Auch diesen Namen hab' ich.

Malchen. Und Karl ist doch hübscher.

Judith. Nein, ich lobe mir Otto, unser Schirrmeister heißt ja auch Karl. Otto klingt weit besser.

Otto. Am Namen liegt wohl wenig, wenn nur der Mensch selbst gut ist.

Judith. Mein Liebster müßte Otto heißen.

Malchen. Und meiner Karl.

Otto. Sie scheinen sehr strenge in den Namen zu seyn.

Malchen. Sonst eben nicht; aber seit einiger Zeit.

Judith. Ja seit einiger Zeit.

Malchen. Aber Herr Assessor, wir reden nun so hin. — Sie könnten wohl gar glauben, daß wir was darunter suchten.

Judith. Der Herr Assessor wird sich schon was ausgesucht haben. Indessen wirds uns immer viel Ehre seyn, wenn Sie uns recht oft besuchen.

Was sollte nun Otto auf solche nur zu verständliche Aeusserungen antworten. Er war in der That verlegen und war froh, daß der Kammerjunker mit vielen Stöhnen in den Garten trat.

„Herr Assessor, — Herr Assessor, ei! ei! rief er ihm entgegen, daß ist zu viel, zwei auf einmal! I nu, Jugend, Jugend! Ich kanns Ihnen nicht verdenken. He, he, he! Und bei Euch brennts wohl auch?

Judith. Es ist recht warm, Papachen.

Malchen. Mir ist über und über heiß."

Kammerjunker. Nun da haben Sies, Herr Assessor. Sie werden zu thun kriegen. He, he, he! Sie sind beide verliebt.

Malchen. I Papachen!

Judith. Wenns nun auch wäre.

Kammerj. Malchen! Sehn Sie um Gotteswillen. Ja das ist — — Nun die würde Ihnen zu thun machen. Feuer hat sie, Feuer, sag' ich Ihnen, daß ich mich wundere, wo sies her hat.

Otto. (Der doch auch was sagen mußte.) Jugendliche Lebhaftigkeit, werden Sie meinen.

Kammerj. Lebhaftigkeit! Hören, hören Sie. Sie nehmen sie in Schutz. Nun, auch das. (Bei Seite zu ihm.) Es ist ein Kernmädchen, das können sie glauben, und zwölf Tausend! Nicht wahr? Sie verstehen mich.

Otto. Nicht ganz Herr Kammerjunker.

Kammerj. O Sie kleiner Schalk! (Trocknet sich den Schweiß vom Gesicht.) — Ich will Ihnen keine Vorschriften machen Sie werdens selbst verstehen, und mir wird das Reden sauer, das weiß Gott. (Auf die Achseln klopfend.) Die Wahl haben Sie, und auf Körbe werden Sie sich bei Ihnen nicht verstehen. He, he, he! Na Mädchen, machts nicht zu arg. Eine kanns nur werden.

Malchen. Es ist ja gut Papachen; Sie werden wieder Sodbrennen kriegen.

Kammerj. Ja da soll man nichts sagen, wenns brennt.

Judith. Der Herr Assessor wird sich schon was schönes ausgesucht haben.

Kammerj. (Zur Seite zu Otto) Hören Sie nur wie pfiffig. Sie will Sie recht in die Enge treiben.

Otto. Ich weiß in der That nicht, was ich darauf erwiedern soll.

Judith. Ach gestehn Sies nur, wir sind Ihnen zu schlecht. Die hübschen Stadtchen, die —

Otto. O Sie —

Kammerj. Mädchen, machts nicht zu toll! (Zu Otton.) Fein ist sie, ich sag' Ihnen, fein! — Malchen ist auch gut; aber sie ist mehr nach mir. Bringen Sie sie nur auf Junker Friedchen in Zirkau. Da wird sie — —

Malchen. O ich hörs wohl Papachen.

Kammerj. Da sehn Sie einmal. Du sollst ja nicht hören.

Malchen. Den mag ich nicht.

Judith. Ich auch nicht; (schalkhaft) wenn man was besseres gesehen hat.

Kammerj. Sagt' ichs nicht? Sagt ichs nicht? (Vertraut.) Wenn Sies nun nicht merken. Ja die Judith, wie gesagt!

— Aber der Wind, Herr Assessor, scheint sich zu erheben.

Otto. Es zieht vielleicht nur im Garten.

Kammerj. Es zieht — he, he, he — es zieht! Nehmen Sie sich in acht. Feue und Stroh, Sie verstehen mich.

Otto. Sie sprachen vom Winde.

Malchen. Ich wills Ihnen nur sagen, der Papa spaßt mit Ihnen.

Kammerj. He, he, he! Und Du möchtest wohl gern aus Spaß Ernst machen.

Judith. Warum nicht gar.

Kammerj. Wer hat denn mit Dir geredt! Sehn Sie um Gotteswillen; gleich wird die andre neidisch. — Ihr müßt Euch doch vergleichen.

Judith. Sehn Sie nur lieber Papa; wir wollens schon selber machen.

Kammerj. Auch das. (Zu Otton.) Nur nicht zu viel Mädchen, ich sag' Ihnen

das, nur nicht zu viel Mädchen. Man hat seine Noth, wenn die verliebt werden. He, he, he! (Geht lachend ab und trocknet sich den Schweiß.)

Judith. Hm! Malchen. Hm!	zugleich, indem sie eine Blüthe von der brennenden Liebe abrupfen.

Otto sah verwundernd dem Kammerjunker nach, der sich noch einigemal umwandte und bedeutend lachte. Mit dem Feuer hatte er ihm noch nie sprechen hören, und daher hätte er nothwendig einen andern Grund seiner heutigen Lebhaftigkeit muthmaaßen müssen, wenn sich auch die Töchter nicht so sehr verrathen hätten.

Den Kammerjunker selbst aber hatte dies Gespräch so angegriffen, daß er mit dem Geheimenrath wenig, mit seiner Frau aber nur durch Winke sprach. Ueberhaupt fand er es

für gut, bald darauf nach Hause zu fahren, um sich von seiner Anstrengung erholen zu können. Den Töchtern war freilich die Nachricht des Bedienten nicht lieb, denn sie schienen mit dem Herrn Assessor noch nicht ganz über ihre Wünsche einig zu seyn. Um so erfreulicher aber fand Otto die Erlösung aus der für ihn so ermüdenden Unterhaltung.

Beim Ausgange aus dem Garten sagte Malchen, mit Beziehung auf die brennende Liebe: „Der Blume bin ich recht gut;" und hielt sie ihm vor. „Eine äußerst helle Farbe;" sagte Otto. „Sie können sie behalten;" fuhr sie darauf fort, gab sie ihm hastig in die Hand und sprang ins Haus. Judith aber glaubte es noch besser zu machen. Sie steckte ihm ihre brennende Liebe geschwind, im Rücken ihrer Schwester, an den Busen und hüpfte ihr nach.

Daß Otto mehreremal in die Verlegenheit kam, die sehr faßlichen Wünsche dieser Mädchen anzuhören, läßt sich aus der mitgetheilten Szene schon muthmaaßen. Sie wiederholten ihre Besuche sehr oft unter dem auffallensten Vorwande, der ihre wahren Absichten um so deutlicher verrieth. Nur kam der Kammerjunker selbst nicht mehr so oft in diesen Angelegenheiten. Einigemal sagte er auf seine Art ziemlich witzig: „Nün? alles richtig? — Welche wird's denn aber? he, he, he! Sie kleiner Schalk!“

Mit weit mehr Behutsamkeit hatte sich dagegen Otto in Ansehung Mathildens zu verhalten. In ihrem räthselhaften Benehmen verbarg sich ein weitaussehender Plan, der ihn um so bedenklicher machen mußte, je mehr sie eine gewisse Ruhe gegen ihn, und gegen den Geheimenrath die theilnehmendste Freundschaft bewies.

Als Assessor erhielt Otto vom Oberbergamte im Herbst einen Auftrag, den er mit Freuden annahm, weil er ihn wenigstens auf einige Zeit von Gottesheim entfernte. Der Ort, an den er sonst mit Rührung gedacht hatte, der ihm auf einige Zeit durch Mathildens täuschende Liebe zum glücklichsten Aufenthalt geworden war, konnte ihm jetzt unmöglich mehr angenehm seyn. Er hoffte daher jetzt nicht nur von den veränderten Geschäfften, vom Genuß der schönen Herbsttage, von der Bekanntschaft mit fremden Menschen, und von so manchen unberechneten Zerstreuungen für sich zu gewinnen: sondern glaubte auch durch die Entfernung seiner Person so manches in Vergessenheit zu bringen, die ihm bei seiner Rückkehr zur Einleitung in eine größere Ruhe seines fernern Aufenthalts dienen könnte. — Aber wie sehr täuschte ihm seine Vorstellung.

Seit der Zeit der größern Reinheit seiner Gefühle und eines geläuterten Geschmacks hatten ihm die gebirgigten Gegenden der Mannichfaltigkeit wegen mehr gefallen, als in seiner frühern Jugend; aber jetzt fand er in den ebenen Gegenden, durch die ihn sein Weg führte, mehr Aehnlichkeit mit seinen Wünschen, und daher auch mehr Unterhaltung. Er hätte gern das Ganze seiner Schicksale so überschauen mögen, wie er hier eine Menge Dörfer und Wiesen übersah. Und bei dem Wunsche, daß er es könnte, vergaß er das Unebene seiner Schicksale selbst. Er wollte vergessen und vergaß wirklich.

Die Waltersheimer Gegend, wohin der Zweck seiner Reise ihn rief, war zwar nicht flaches Land, sondern mit grünenden Hügeln und fruchttragenden Weinbergen unterbrochen; aber sie übertraf doch die Gegend des höhern Gebirges um Gottesheim an freundlichem

Reitz. Die Ideen die sich hier bei ihrer Ansicht in ihm entwickelten, sprachen sein Herz wohlthätiger an. Er fühlte nicht jene verschlossene in sich gekehrte Behaglichkeit, zu welcher ihn oft der Anblick der hochstrebenden finstern Erdmassen um Gottesheim geleitet hatte, — nicht jenen schweigenden Ernst; sondern ein Streben nach reger Thätigkeit. Ueberall sah er Leben und Kraft und Genuß! Ueberall eine freundliche Verbindung der Mittel zum Zweck! Hier weideten im Thal zahlreiche Heerden im jungen Grase und droben lachten auf den Bergen reifende Trauben; eine Herbstblume stand neben der Frucht; die Saat neben gemäheten Schwaden.

In Waltersheim selbst fand er gute Menschen und sein Geschäfft war früher abgethan, als es ihm lieb war. Es betraf das Floßwesen, das bisher in einige Unordnung gekommen war, welche er schnell ausglich,

und dadurch einigen Häusern von Seiten seines Herzens und seiner Einsichten vortheilhaft bekannt wurde.

Unter diesen war besonders die Familie des Herrn von Karmer, des Oheims seines verstorbenen Freundes von Waldinger. Ohne daß Ottos Geschäfft ihn mit diesem Manne bekannt machte, kam er selbst eines Tages zu ihm. „Ich habe meinen Neffen zu herzlich geliebt, als daß ich nicht seinen Freund näher kennen lernen sollte, von dem er so oft mit Begeisterung sprach.“ Das sagte der Mann mit einer Herzlichkeit, die ihm sogleich Ottos Vertrauen gewinnen mußte, und der Geist Waldingers, der segnend zwischen beide trat, beförderte den Bund der Freundschaft. Otto wurde in sein Haus gebeten und fand eine Aufnahme, wie sie der nächste Verwandte nicht hätte finden können.

Von Karmer war kinderlos und lebte mit seiner ihm so ganz gleichgesinnten Gattin ein geräuschloses Leben, daß nur durch den Mangel eigener Kinder und durch den Tod des geliebten vielversprechenden Neffen zuweilen umwölkt wurde. Beider Herzen näherten sich also um so geschwinder dem Herzen Ottos, je schneller sie von dem überzeugt wurden, was ihr geliebter Waldinger zu seinem Lobe gesagt hatte. Es war ihnen gleichsam eine Entschädigung des erlittenen Verlustes, daß sie den Freund ihres Lieblings bei sich sehen, mit ihm von dem Lieblinge sprechen, und ihren Harm dem Busen eines jungen Mannes mittheilen konnten, der ihn so gerecht fand.

Otto war im Begriff abzureisen; aber die beiden herzlichen Alten drangen zu sehr in ihn, seinen Aufenthalt noch zu verlängern. Alles was sie zu seiner Unterhaltung

wußten, boten sie auf, versprachen dies und jenes, was oft von Seiten ihrer ins kleinliche ging, und Otto ließ sich halten. Unter diesen Versprechungen war besonders eine kleine Lustreise nach Olmünde zu einer Weinlese.

„Die gewöhnliche Zeit der Weinlese, setzte der Alte hinzu, ist zwar noch nicht eigentlich da; aber mein Odewald hält die Seinige immer früher. Sie ist ihm das wichtigste Fest im Jahre."

Sie. Hast wohl recht, Väterchen.

Er. Alle seine Freunde ladet er dazu ein, und da er betagt ist und seine Freunde auch betagt sind;

Sie. Ja wohl Väterchen, ja wohl!

Er. So wählt er lieber die Tage, die weniger rauh als die spätern Herbsttage sind. — Er ist ein Mann —

Sie. Ein Herzensguter Mann, und sie eine seelengute Frau. Ob nur Lieschen mit ihrem Manne und Kindern da seyn wird?

Er. Wahrscheinlich mein Kind. Ja — ein Mann ist er, der Ihnen gefallen muß. Offen und deutschen Herzens, durchaus rechtschaffen —

Sie. Und noch recht spaßhaft, ob er gleich — Nun was meinst Du, aus den sechzigen wird er wohl seyn?

Er. O ja, o ja. Und was die Gesellschaft betrifft, die sich bei ihm versammelt; so finden Sie alt und jung, groß und klein, Prediger, Adeliche und Bürgerliche beisammen: kurz, wenn Sie wollen den gemischtesten Haufen, der aber von einem Geiste, vom Geiste der Liebe, der Eintracht und ächter Humanität beseelt wird.

Otto. Vortrefflich! Also eine wirklich schöne Welt.

Sie. Nicht wahr, Herr Assessor? drum müssen Sie mit.

Er. Der gemeinsame Zweck ist Freude, und dieser wird rein und ungetrübt erlangt. Weder Rangsucht und sogenannte Geburt, weder Geldstolz und Bigotterie; noch Kleinigkeitskrämerei und Sticheleien, die so häufig den weiblichen Zirkel unleidlich machen, können ihn hindern.

Sie. Väterchen, sprich nicht zu viel! Aber Du hast recht.

Otto. (halb seufzend) Und eben so wenig wird Verstellungskunst da einheimisch seyn.

Er. (lächelnd) Nein, diese kennt man nicht.

Sie. Nun schlagen Sie ein; Sie müssen sich nicht so lange bitten lassen.

Otto. Gute Mutter, denn so muß ich Sie nennen —

Sie. Ja doch, ja doch; das hör' ich sehr gern.

Otto. Ich verdiene Ihre Güte nicht.

Sie. Ach — so müssen Sie nicht mit mir reden. — Väterchen er bleibt, und damit gut.

Otto. (versprichts mit einer herzlichen Umarmung.)

Er. Sie ist groß die Freude, die Sie uns machen. — Aber, nicht vergessen, auch Ihre Lieblingswünsche nach schönen Gegenden werden befriedigt.

Otto. Sie haben mir des Anziehenden schon genug gesagt.

Er. Eine vortreffliche Gegend. In der That die schönste, die ich hier herum kenne.

Der fröhliche Tag der Weinlese auf Odewals Guthe in Olmünde war freilich erst in acht Tagen; aber Otto hatte versprochen zu bleiben, und blieb gern, ob es ihm gleich

zuweilen reute. Die Reue trat gewöhnlich nur in den wenigen Stunden ein, die man ihm zum Nachgenuß allein überließ; denn die guten Karmers sorgten zu sehr dafür, daß ihm keine Stunde ohne Genuß dahin ging. Oft sagte Otto in einsamen Augenblicken zu sich selbst, daß er nie glücklichere Stunden genossen hätte.

An dem bestimmten Tage fuhr man so zeitig als möglich aus und hatte den zweistündigen Weg bald zurückgelegt. Aber so früh es auch noch war, so lebendig war es doch schon in Odewalds Hause. Jeder Gast wurde mit Musik empfangen, und diese war für alle ein Zeichen, den Ankommenden entgegen zu eilen. Zwei Familien waren schon da.

„Nun da sehen Sie!" rief von Karmer aus, und machte Otton auf das fröliche Gewirre aufmerksam, das am Herrnhause entstand, als sie in den Hof fuhren. Der hei=

tere Odewald rief ihnen schon von weiten ein: „willkommen" — zu, und schalt in seiner gutmüthigen Art auf die jüngern, welche ihm zuvorkamen. „Ach, die guten Karmers," sagte er in der Nähe, „aber daß man mich doch gar nicht für den Hausherrn anerkennen will. Ich muß der erste seyn, der die Gäste in Empfang nimmt!" Und nun drängte er sich durch und umarmte ihn und sie und sagte zu Otton: „Nennen Sie sich nachher, und sagen Sie mir dann, wer Sie sind; denn wer mit meinem Karmer kommt, muß gut seyn, und ist mir auch unbekannt als ein Freund willkommen."

V. Karmer. Er verdients auch der Herr Asses — —

Odewald. Nicht doch, keinen Namen jetzt. Mir bleibt dieser Freund ohnehin nicht; denn hier steht eine jüngere Welt, die ihm

angemessener ist, und die bald Ansprüche an ihn machen wird." —

Er nahm die Frau von Karmer an den Arm, und ging von den übrigen umgeben ins Haus.

Es würde ein langes Namenverzeichniß von allen denen Personen aufzustellen seyn, welche sich zu den frölichen Fest in Olmünde versammelten. Selbst die beiden schon vorhandenen Familien machten mit der Odewaldschen eine ansehnliche Gruppe aus. Am besten also, wenn nur die Personen ausgehoben werden, die zunächst in den Lebensgang Ottos gehören.

Nur wenige Minuten, so war Otto an den Zirkel der jüngern Welt so angeschlossen, als wäre er längst ein Mitglied von ihm gewesen. Man ging in den Weinberg, der hinter dem Hause war und sich an einen Garten anschloß, der eben so viel Nutzen als Vergnü-

gen gewährte, und warf den Ballon. Stieß man dann im Hofe auf dem Altan des Hauses ins Waldhorn, dann eilte das ganze Häufchen den Berg hinan, um mit den Alten, die sich jetzt am Morgen im Zimmer aufhielten, zu gleicher Zeit bereit zu seyn, die neuen Gäste in Empfang zu nehmen. Odewalds heiterer Zuruf machte dann die übrigen mit dem Namen der Ankommenden bekannt; aber auch nur mit dem Namen, — Titel und Rang waren ihm und der Gesellschaft nicht zu wissen nöthig.

Dadurch vergrößerte sich allerdings jedesmal der Zirkel der Alten und Jungen, ohne daß der Gang der Vergnügungen und Spiele, des Frohsinns und des unbefangenen Scherzes gehemmt worden wäre. Der stille Charakter hob sich sogleich durch den muntern Charakter des andern und dieser stimmte sich herab; sie kamen beide auf einen glücklichen

Punkt der Gleichheit, von dem sie zu einem Zweck — zur Freude, schwersterlich gingen. — Wie viel vermag der wohl berichtigte Ton einer Familie!

„Mein Parnulph!“ rief unter andern Odewald, als die Zahl der Gäste ziemlich voll war, und man aufs neue einen Wagen entgegen geeilt war. „Sehr gut, daß Sie mir das Mütterchen und meine Philippine mitbringen. Ich dacht' es nicht. Also wieder gesund, liebe Wirthmann?“ — Die ältere Dame bejahte es im Aussteigen, welcher Philippine, mit der Unschuld und Heiterkeit eines Engels nachfolgte. Es war der Landrath von Parnulph, der seine Wirthschafterin und Pflegetochter mitbrachte.

„Ich muß doch wohl mit meiner Wirthmann zufrieden seyn;“ — sagte darauf Odewald, indem er die ältere ergriff, und sich zu Otton wandte, der gerade neben ihm stand.

„Sie darf ich wohl nicht erst auffordern? — Wer führt und begleitet meine Philippine nicht gern?" — Und Otto nahm sie an den Arm.

Unbefangen war er bis jetzt immer mit den übrigen zu den Vergnügungen zurückgekehrt; aber diesmal nicht. Es war zwar Zufall, daß er neben dem alten Odewald gestanden und dieser ihn zur Begleitung Philippinens aufgefordert hatte; nur Zufall, daß Philippine nicht einem andern den Arm gegeben hatte: aber dies Ohngefähr war mit einem Interesse verknüpft, das in seiner Zartheit sich warm an Ottos Empfindungsvermögen anschloß.

Philippinens Gestalt — doch wie läßt sich diese so lebendig, so seelenvoll in ihrer ganzen Haltung, so ganz wie sie war und wirkte darstellen? — Man hat eine Jenny im Kupfer, die — sey sie das Kind der Ein-

bildungskraft, oder eine glückliche Gabe der Wirklichkeit — einzig unter den Millionen hervortritt. Dieser gleicht Philippine. Die schöne mäßige Größe, die sanfte Rundung der Theile, von denen an sich jeder ein anziehendes Ganze ausmacht, die Stirn mit dem Symbol eines ewigen Seelenfriedens, das Auge, in dem eben so viel weibliches Verlangen und trauliches Anschmiegen, als ein Maaßgeben zur gesetzlichen Beobachtung züchtiger Schranken liegt, der Zauber des Mundes — der Wangen; kurz, alles das, was Jennys Bild so ansprechend so liebenswürdig macht, das lag in der schönsten Fülle in Philippinens Gestalt vereint. Mathildens üppige Formen, ihr stillschweigendes Auffordern zu unbedingten Genüssen, die Verräthereien, welche ihr Auge in einzelnen Augenblicken beging, — fehlten hier: dagegen aber gewann die Anschauung dieses Mädchens eine so rei-

ne so sichere Ueberzeugung von der Dauer der Liebe, mit der sie nur einmal aber auf immer ein männliches Wesen beglücken würde, daß ein entstehendes Verlangen nach ihrem Besitz zugleich ein Gesetz war, ihrer Liebe auf immer zu huldigen.

Otto folgte mit ihr dem Zuge der übrigen in den Garten. Das Spiel begann aufs neue, aber sein Blick, sein Herz, seine Aufmerksamkeit war nicht mehr dabei. Eine süße Unruhe beschäftigte ihn. Alle Augenblicke übertrat er die Regeln des Spiels, wobei ihm die aufgesuchten Entschuldigungen nur wenig halfen. Mehr gewann er durch die Unbefangenheit der andern, denen Philippine der frühern Bekanntschaft wegen nicht fremd war, und durch das ruhige Handeln des Mädchens selbst.

Aber eben dies Handeln, dies Theilnehmen, wie sehr erhob es Philippinen in jeder

Bewegung! Nicht die studirten Bewegungen einer Vigano, nicht eine absichtliche fein angelegte Koketterie, gaben ihren Stellungen den zauberischen Reitz; es war reine Natur, die in sich selbst die Regeln des Schönen und der Anmuth bewahrt welche bei Philippinen in der untadelhaftesten Anwendung sichtbar wurden.

Wer ist aber dies Mädchen? Wer dieses Wesen, das so mächtig das Herz des Jünglings in Anspruch nahm? Wie so oft that Otto die Frage an sich selbst; und wie wenig fand sein Verlangen sich befriedigt, da man ihm sagte: es ist die Pflegetochter des Landraths von Parnulph. — Man beschäfftigte sich nach dem Spiel bis zu Mittage mit der Weinlese.

Zufall war es wieder, der ihn zum Tischnachbar von ihr machte; ein glücklicher Zufall. Die feinsten Bemerkungen über Lebens-

verhältnisse setzten Philippinens Geist und Gefühl in das schönste Licht — in die glücklichste Harmonie mit der Schönheit ihres Körpers. Ottos Auge und Ohr lebten jetzt nur für ihre Anmuth mit der sie sprach, für den Wohllaut ihrer Stimme. Hätte nicht der allgemein herrschende Frohsinn ihn oft an seine Verhältnisse zur übrigen Gesellschaft erinnert, Philippine wäre dann nur für ihn, er für sie da gewesen. Aber wer sie war, wußte er noch nicht.

Man hatte lange an der Tafel gesessen, und doch übereilte Otton das Ende des Mahls. Sein Gespräch mit Philippinen war lange noch nicht am Schluß, und — auch sie schien ihm noch gern antworten zu wollen.

„Sind Sie mit ihrer Nachbarin zufrieden gewesen?" fragte der Landrath von Parnulph, und Otto war verlegen, so gewiß er auch seiner Antwort war. „Ich kann, sagte

er, bloß mit dem Wunsche darauf antworten, daß sie es mit mir gewesen seyn möchte."

„Ja, ein gutes Geschöpf, das Liebe verdient."

„Was ich an ihr gefunden habe, bestätigt dies vollkommen."

„Sie sind Herr von Felseck, wie ich höre?"

(Otto bejaht es durch eine Verbeugung.)

„Um so mehr freut mich Ihre Bekanntschaft."

„Viel Ehre für mich."

„Fallen Sie nicht aus dem Tone des Hauses; wir handeln und reden hier alle als offne Menschen, ohne den gewöhnlichen Redeschmuck der Konversazion."

„Ein Ton, der die Freuden des Lebens um so reiner genießen läßt."

„Unter dieser Voraussetzung also weiter. — Ihre Nachbarin wird vielleicht ein In=

teresse mehr für Sie bekommen, wenn Sie sie näher kennen werden.“

„Wie so, Herr Landrath?“ (etwas erröthend.)

„Erschrecken Sie nur nicht; Sie kennen ihre Mutter sehr genau.“

„Ihre Mutter?“

„Ja; die Frau von Hain, die im Hause —“

„Im Hause meines Vaters?“

„Ganz recht.“

„Philippine ihre Tochter!“

„Sehn Sie, daß ich recht hatte? Ueberdies wunderts mich nicht, daß Sie Philippinens Aufenthalt bei mir noch nicht wissen. Ich kenne die Verschwiegenheit der Frau von Hain.“

„Und doch wundere ich mich. Der Stolz, eine solche Tochter zu besitzen, wäre so ganz gerecht, um ihn wohl verrathen zu dürfen.“

„O, ich höre Sie beantworten mir mehr, als ich erwartete. Philippine! Philippine! (sie rufend.) Kennst Du Deinen Nachbar?“

Philip. Dem Namen nach nicht.

Landr. Was meinst Du?

Philip. Ich möchte wohl vergeblich rathen.

Landr. Er kann Dir Nachricht von Deiner Mutter bringen.

Philip. Sind Sie aus der Gegend?

Otto. Ja, und habe das Glück Ihrer Frau Mutter genau bekannt zu seyn.

Philip. Haben Sie sie kürzlich gesprochen?

Otto. Bei meiner Abreise.

Landr. Ach nicht länger verheimlicht. — Philippine, Du siehst den Herrn von Felseck vor Dir.

Philip. Von Fels — — (übereilend) O da hat mir meine Mutter schon viel Gutes von Ihnen geschrieben.

„Zur Arbeit!" fiel hier unvermuthet der Aufruf Vater Odewalds ein, und alt und jung machte sich sogleich fertig ihm in den Weinberg zu folgen, um da die Weinlese fortzusetzen, welche man Vormittags bereits angefangen hatte.

Otto hatte Vormittags sich immer in der Nähe von Philippinen aufgehalten, aber die Vertheilung der Personen war ihm nicht ganz günstig gewesen. Odewald hatte die Gewohnheit unter seine Gäste Körbe zu vertheilen. Die Frauenzimmer erhielten die kleinern zum lesen und in den größern trugen die Mannspersonen die Trauben zur Kelter. Und damit der Gang dieses frölichen Geschäffts in einiger Ordnung vollbracht würde, machte er die Ordnung selbst und gab absichtslos

dem einen diese, dem andern jene zur Gehülfin. Im ganzen war es für alle die angenehmste Unterhaltung, welcher bloß die Form einer Arbeit blieb.

Vormittags hatte Otto eine Antoinette zur Gehülfin gehabt, ein Mädchen von der frölichsten Laune. Gutmüthig schäckerte sie um ihn her und übereilte ihn durch ihre zuvorkommende Emsigkeit. Sie tadelte ihn seiner Langsamkeit wegen, und nahm ihm oft den größern Korb, den sie zur Kelter trug. Otto konnte nicht auf sie zürnen, denn ihr heiterer Sinn hätte ihn zu jeder andern Zeit auf das angenehmste unterhalten, wenn nicht Philippine in einiger Entfernung von ihm gewesen wäre. Wie so gern hätte er die Frucht des Weinstocks aus ihren Händen empfangen!

Jetzt nach Tische, da man auf Odewalds Zuruf sich aufs neue im Weinberge versam-

melte, sagte Vater Odewald zu Otton: „Ha, schon versorgt?“ und vertheilte die andern. Lächelnd nahm Philippine ihren Korb und beide schritten zur Arbeit. Erzählungen von dem und jenem mischten sich in ihre Beschäfftigungen; er sah und sprach mit ihr, sie mit ihm, ihre Arbeit machte sie traulich, sie waren nur für sich da; vergeblich tönte für sie das Frohlochen der übrigen um sie her, vergeblich die ländliche Musik, welche die gemeinschaftlichen Lieder der frölichen Menge begleitete.

„Du singst ja auch gut!“ sagte überraschend der Landrath zu Philippinen, — und schweigest? Da blickte lächelnd die Holde am Weinstock nieder und sagte halb laut: „ich erfahre so viel neues von meiner Mutter.“

„Immer noch von ihr?“

„Von ihr und andern angenehmen Dingen.“

„Erzählen Sie ihr nicht zu viel Herr von Felseck; sie läßt sich sonst in ihrer Arbeit stören.“

„O nein!“

„Oder es möchte ihr dann nicht mehr bei mir gefallen.“

„Herr Landrath!“ (Philippine lehnt sich dankbar lächelnd an seine Brust.)

„Laß nur, laß, so leicht kommst Du auch nicht von mir. Sagen Sie das ihrer Mutter, lieber Felseck. Oder hast Du schon Aufträge an sie gegeben?“

„Noch nicht.“

„Hast Du aber nicht unsern neuen Freund ersucht, bei uns einige Tage zu verleben? (Philippine verneint es mit lächelnden Kopfschütteln.) — Nun da werde ichs thun müssen.“

Otto. Ich genieße ohnehin in dieser Gegend ein so hohes Maaß von Güte;

Landr. Nun und?

Otto. Daß es mir beinahe zur Pflicht wird, Ihren gütigen Antrag —

Landr. Nur nicht ablehnen.

Otto. Ja, ob es mir gleich schwer ist.

Landr. Und warum das?

Otto. Mein Auftrag ist längst beendigt.

Landr. Was da, was da! Ich weiß daß Sie als Assessor nicht zu nothwendig in Ihrer Heimath sind. Oder? — — Höre Philippine, Du bist Mädchen, hast Du vielleicht irgend einen andern Grund gefunden, der unsern Freund nach Hause zieht?

Philip. Unsere Unterhaltung hat mir nicht Veranlassung gegeben.

Otto. Ich verstehe Sie zwar nicht ganz; aber —

Landr. Aber Sie wissen doch, wohin ich ziele. Also keine Herzenssache?

Otto. Auf keinen Fall.

Philip. (mit prüfendem Blick) Wirklich?

Landr. Nun dann fällt jeder Grund der Verweigerung weg.

Otto. In der That, ich —

Landr. Was müßte die Frau von Hain glauben — Müßte sie nicht denken, daß ihre Tochter —

von Karmer. (Im Herantreten zum Landrath) Mich dünkt, Sie machen auch Ansprüche an meinen Freund.

Landr. Ei wohl mit Recht.

von Karm. Hören Sie Herr Assessor!

Landr. Nur nicht so drohend. Ich habe hier Zeugen, daß meine Ansprüche gültig sind. Sprich Philippine, hab' ich Recht.

Philip. Vollkommen.

v. Karmer. Ja wenn Sie solche Zeugen auffordern, dann ists um das Gewicht meiner Ansprüche geschehen. (Zu Otton.) Aber

fast möchte ich Sie der Wankelmuth beschuldigen.

Otto. Nicht der Wankelmuth. Wünschen Sie mir lieber ein größeres Seelenvermögen, um den Reichthum meiner unerwarteten Freuden ganz fassen zu können.

Es kam zur nähern Entwickelung. Die biedern Alten kamen mit einander in Streit und da von Karmer sich allein für zu schwach hielt, so holte er seine Frau zu Hülfe. „Ich stelle Dich einem gefährlichen Feinde gegenüber, sagte er zu ihr und stellte sie gegen Philippinen. Sieh wie Du mit ihr fertig wirst.“

Wohl hatte von Karmer Recht. So wenig auch das holde Mädchen sprach und nur mit einzelnen Worten die Gerechtsame ihres Pflegevaters bestätigte, so sehr wirkte sie doch auf Ottos Willensneigung. Das ganze häusliche Verhältniß in dem er mit seinem Vater

lebte, die Herzlichkeit mit welcher Frau von Hain, Philippinens Mutter, das Unangenehme desselben milderte, schon dies sprach für Philippinens Güte und gewann noch mehr sein Herz, das ohnehin durch ihren blühenden Reiz bestochen war.

Der Streit der beiden Alten legte sich nicht sogleich. Sie wählten daher den geschäfftig frohen Wirth zum Schiedsrichter. Dieser erbat sich ein Schweigen beider Partheien, das die Mutter Karmer gern unterbrochen hätte, und entschied dahin, daß Otto zwar als Begleiter des Herrn von Karmer mit ihm wieder zurückkehren sollte, daß er aber dann der Einladung des Landraths von Parnulph Folge leisten müßte.

Hie und da schwangen die Mädchen schon ihre Körbe, zum Zeichen, daß sie mit der Lese ihres Bezirks fertig wären. Einige hüpften zum Takt der Musik und Vater Ode-

wald ging umher und forderte die zerstreute Menge auf zur Wahl der heutigen Lesekönigin.

Unter Musik holten die Jünglinge den für die Königin bestimmten Kranz und hingen ihn in der Mitte des Berges am erhabensten Orte auf. Um ihn her stellten sich die Frauen und Mädchen in einen Zirkel. Man brachte darauf in einem Korbe eine Menge Sträußer, wo in einen derselben das Zeichen der Königin gebunden war. Diese Sträußer wurden von einem mit verbundenen Augen, zum Zeichen der Unpartheilichkeit, unter die Frauen und Mädchen vertheilt, von denen jede den empfangenen Strauß unter zwei Zeugen vorzeigen mußte. Die ältesten drei unter der Gesellschaft waren die Richter und kannten allein das den übrigen unbekannte Zeichen der Königin.

Während der Untersuchung standen die übrigen und warteten mit Verlangen auf die Erfüllung ihrer verschiedenen Wünsche. Am stärksten waren diese Wünsche allerdings bei den Jünglingen. Jeder hatte unter den Mädchen sich eine Königin erkohren und erwartete nun vom Zufall die beifällige Bestätigung. Ob nun nicht mit Otton mehrere Philippinen als Königin zu sehen wünschten, läßt sich nicht bezweifeln: aber am stärksten wünschte es gewiß Otto.

Die richterliche Untersuchung war bei einigen geschehen, und noch war das Zeichen nicht da. Sie kamen weiter und es fand sich nicht. Jetzt waren sie bei Philippinen. Sanft erröthend reichte sie den Strauß dem einen Zeugen, der ihn eröffnete und den Richtern vorlegte. Philippine von Hain die Königin des Festes! rief der eine Richter, und

hielt das Zeichen empor. Es war ein Myrthenzweig.

Das sanfte Roth verlor sich jetzt auf der Wange des anspruchlosen Mädchens. Ihr Blick fiel herab, sie war überrascht durch den Ausspruch des Richters und durch das bei ihr gefundene Zeichen. Sie trat zu den Richtern und bat mit ihrer leisen Stimme, diese Ehre der Mamsell Wirthmann zu überlassen: aber schon drängte sich die frohlockende Menge der andern um den Kranz, den man ihr brachte.

Als Königin mußte sie selbst einen Führer zum Tanz sich wählen, und sie wandte sich und ergriff zitternd die Hand ihres Pflegevaters.

„Ich zum Tanz Dich führen!“ rief lächelnd der Landrath, der über den Zufall sich freute, und führte sie zu Otton und sagte: „Sie nehmen doch wohl meine Stelle ein?“ Mit vielsagendem Lächeln nahm dieser ihre

Hand, und erhielt als Führer den Myrthenzweig.

„Ich tanze gern, sagte sie darauf zu ihm, aber nicht alle Tänze, am wenigsten die jetzt beliebtesten; daher — —"

„Sie brechen ab?" fragte Otto.

„Ich würde Sie daher bitten, bei solchen Tänzen mein Zurücktreten nicht als Eigenwillen zu betrachten."

„Wenn ich dies könnte, so widerspräche ich meinen eigenen Grundsätzen und der Billigkeit dessen, was Sie mir so eben sagen. Aber diese Tänze; wollen Sie mir sie nicht nennen?"

„Ohne ihre Namen aufzuzählen, meine ich alle die, welche weder Kinder der schönen Kunst noch der Natur, sondern Kinder der bloßen Sinnlichkeit und Leidenschaft sind."

„Oder die sie erwecken?"

„Auch das, Herr von Felseck."

„Nehmen Sie für diese Aeusserung meinen aufrichtigen Dank; der um so stärker ist, je seltener Tänzerinnen der Art gefunden werden. Man ist so häufig in Verlegenheit, wie man der Tanzlust der meisten Mädchen Genüge leisten soll.“

„Sie finden es doch nicht zu sonderbar?“

„Nicht sonderbar, sondern nachahmungswerth für Tausende.“

„Und doch glaube ich Ihnen sagen zu müssen, daß Sie diese Bitte nicht als bloße Folge meiner Ueberzeugung betrachten mögen. Der Herr Landrath urtheilt nachtheilig über viele geselligen Tänze, und ich finde sein Urtheil richtig.“

„Wie es jeder ächt Gebildete finden sollte.“

„Ueberdies sieht ers nicht gern, wenn ich an wilden Tänzen, daß ich sie so nenne, Theil nehme. — Sollte ich nicht schon aus

dem Grunde gern seinen Wünschen willfahren?"

„Daher doppelten Dank."

„Nicht Dank, Herr von Felseck. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich kein Sonderling im Urtheil und im Genuß wäre."

„Sie scheinen Zweifel in meinen Beifall und in meine Ueberzeugungen zu setzen. Aber ich versichere Sie heilig, daß ich Ihnen Wahrheit sage. Und träten Sie auch wirklich als Sonderling hierin auf; so geschähe es auf die achtungswürdigste Weise."

„Aber Herkommen, — gangbare Sitten; —"

„Was meinen Sie damit?"

„Sind oft der Tyrann unserer Ueberzeugungen."

„Leider ja."

„Zumal bei Personen meines Geschlechts und Alters."

„Um so rühmlicher, wenn man ihnen zu widerstehen weiß.“

„So sagen Sie und vielleicht mehrere; aber nennt nicht oft der große Haufe das Ziererei, was vom Gewöhnlichen abweicht? Wird nicht ein Verhalten der Art bespöttelt und vielleicht Koketterie genannt? Und, ich gestehe es, von diesem Verdachte wünschte ich mich auch bei Ihnen zu befreien.“

— „Bei Ihren Gesinnungen wird der Beifall der wenigen — “

Die Uebrigen unterbrachen sie, und forderten sie auf den Tanz zu beginnen.

In ihrer edeln Gestalt, mit dem Zauber vollendeter Schönheit, trat Philippine zur Menuet auf. Sie war die Königin des Festes, auch ohne den Kranz, der ihre Schläfe umfloß. Welch' Diadem konnte ihre Reitze erhöhen? Welche Kunst den Zauber ihres Tanzes verschönern? Kein mechanisches Hin- und

Herdrehen, kein üppiger Verrath tobender Leidenschaft und wilder Begierden, keine zwangvollen Wendungen mischten sich in ihre Bewegungen. Ein jungfräuliches liebendes Annähern und Entfernen, was dem bescheidenen Verlangen des Jünglings entspricht, ein sanftes zärtliches Hingeben zum Bunde der Liebe, diese wesentlichen Eigenschaften des mahlerischen Tanzes, der als Menuet, dem tanzlustigen großen Haufen so alltäglich ist — diese vereinigten sich in ihr. Wer hätte sie nicht sehen mögen?

Um ihren Grundsätzen sich treu zu beweisen, hätten üppige der Gesundheit und Sittlichkeit nachtheilige Tänze vorfallen sollen. Aber theils war die Gesellschaft selbst zu herzlich froh, theils widersprach der häusliche Ton der Odewaldschen Familie den wilden Ausbrüchen einer gesetzlosen Freude. Mäßigkeit, die beste Würze aller menschlichen Ge-

nüsse, erhielt den Frohsinn in gleicher Dauer, spannte den Reitz der Freude nicht ab, und der letzte frohe Ringeltanz, an den sich auch die Alten anschlossen, war noch allen eben so genußreich als der erste.

Nur wenige hatten am Spätabend die Gesellschaft verlassen; daher am Morgen darauf fast der ganze frohe Zirkel noch beisammen war. Man sah sich wieder mit eben der Empfänglichkeit zur Freude, als den Tag zuvor, man sah sich nicht verdrossen an, man sehnte sich nicht nach Hause, um die verschwendeten Kräffte mühsam wieder zu sammeln. Nach dem genossenen Frühstück trennte man sich gestärkt zum Lebensberuf, ohne Reue über die entflohenen Stunden.

Otto nahm mit lebhaftem Dank, Philippinen kennen gelernt zu haben, jetzt von ihr Abschied. Gern, gewiß gern hörte er das Anerbieten des Landraths von Parnulph, ihn

den Tag darauf auf sein Guth nach Vollmers-grün abholen zu lassen; denn auch Philippine bat. Man mußte sie kennen, um zu wissen, wie wenig man im Stande war, ihr eine Bitte zu versagen.

Unter froher Erinnerung, welche die Bemerkungen des biedern Karmers noch angenehmer machten, kehrte Otto mit ihm und seiner Gattin zurück. Besonders mußten die gutmüthigen Scherze der Frau von Karmer seinem Herzen wohlthun, welche ihn warnte, nicht nach Vollmersgrün zu gehen, weil Fräulein Philippine ihm gefährlich werden könnte. „Sie könnte, setzte sie hinzu, Majestätsrechte brauchen, und dann. — Doch Sie verstehen mich, lieber Felseck. Das Mädchen ist ein Muster von Sittsamkeit und häuslicher Tugend, die ihrem Erzieher Ehre macht und einmal als Frau — —"

„Nicht wahr? — fiel Karmer ein, dacht ichs doch. Muß man denn bei einem Mädchen gleich ans Heirathen denken?"

Sie. Laß mich immer. Das Mädchen verdient dem besten Mann.

Er. Wenn sie aber nicht heirathen will.

Sie. Das wäre Schade.

Er. Ja wohl; da hättest Du jetzt eine Hoffnung weniger, ein liebendes Paar mehr Dir in der Welt zu denken.

Sie. Wie Du gleich bist, Väterchen.

Er. Ist doch wahr. — Die Weiber klagen über den Ehestand, rechnen so gern die Beschwerden desselben her, und sorgen gleichwohl höchst emsig, neue Paare zu werben. So machst Du es auch.

Sie. Mußt Du denn gleich meine Schwachheiten eröffnen?

Er. Herzensweib! (Die Wange ihr streichend) Sieh nur wenigstens unsern Felseck

nicht so bedeutend an. Könnte er nicht glauben, daß Du ihn und Philippinen — —

Sie. Denken Sie nur, lieber Felseck. So ist mein Mann. Hab' ich ein Wörtchen davon fallen lassen?

Otto. Gute Mutter, ich kenne Ihr Herz so ganz, daß ich Ihnen mit Rührung zuhöre, sey es Ernst oder Scherz.

Bei seiner Nachhausekunft fand er einen Brief vom ehrlichen Jakob, der in seiner Gutmüthigkeit folgendes schrieb:

Hochzuverehrender Herr Assessor,

Gnädiger Herr!

Wenn ich sagen sollte, was ich eigentlich schreiben will, da wüßte ichs nicht. Sie können es glauben, es steht jetzt recht wunderlich in unserm Hause aus. Ich bin doch schon eine lange Zeit in den gnädigen Diensten des Herrn Geheimenraths; aber

so hats noch nicht ausgesehen. Es wird mir manchmal recht sonderbar zu Muthe; denn ich bin doch auch eine hübsche Zeit in der Welt gewesen, und weiß, wie es bei Ihrer hochseligen Frau Mutter zuging. Werden Sie nur nicht niedergeschlagen Hochwohlgeborner Herr, das sagte auch die Frau von Hain, daß ichs Ihnen mit schreiben möchte; denn ich habe mirs selbst vorgenommen, und sagte zu der Frau von Hain: Hören Sie, sagte ich, dem jungen Herrn Assessor muß ichs schreiben, ich habe sonst keine Ruhe. Ich habe ihn von Kindesbeinen her geliebt, sagte ich, und werde in meinen alten Tagen nun nicht aufhören. Sie führt nichts Gutes im Schilde, dabei bleibe ich, und wenn sie zehnmal meine gnädige Frau werden sollte. Mit dem jungen Herrn hat sie es vergeblich versucht, und nun macht sie sich an den alten

Herrn. Da sagte die Frau von Hain: Lieber Jakob, sagte sie, laß ers lieber seyn, ich will selbst an den Herrn Assessor schreiben.

Gut dachte ich, das ist eben so als wenn ichs thue, und die Frau von Hain weiß auch die Worte besser zu setzen als ich. Und nun verging eine Zeit mit der andern, und Fräulein Mathilde von Scherlitz war endlich so gut wie zu Hause bei uns. Was sie sagt, das gilt, und die Frau von Hain darf nichts sagen. Endlich sagte ich zur Frau von Hain. Hören Sie, sagte ich, und drehte es ein bischen pfiffig herum, Sie haben doch auch den Herrn Assessor recht unterthänig von mir gegrüßt? Da kams heraus, daß sie noch nicht geschrieben hätte, und da fielen ihr ein paar Thränen herunter.

Sehn Sie so wars, und drum werden Sie mirs nicht übel nehmen, daß ich aus

meinem Herzen schreibe. Ich habe schon ein paarmal gedacht, wenns dahin kommen sollte, so nehme ich lieber meinen Abschied. Unser Herrgott wird mich nicht verlassen, und wer weiß, wie es mit dem Herr Assessor geht. Freilich, denke ich wieder an die hochselige Frau Geheimeräthin, dann bricht mir das Herz.

Sie wissen, Hochwohlgeborner Herr, wie vest mein Gemüthe an meiner Herrschaft hängt, darum thut mirs weh, wenn ich sehe, daß meine gnädige Herrschaft hinters Licht geführt wird. Und geben Sie Achtung, es wird nicht anders. Ich will nicht sagen, was ich denke; aber es kömmt sicher dahin. Mich kann sie schon nicht recht leiden und die Frau von Hain auch nicht, und der gnädige Herr ist auch ganz wie umgedreht. Ich kann ihm fast nichts mehr recht machen, und sie thut immer

als wenn sie lachte, wenn ich was mache, und hat mich schon etlichemal im Beyseyn des Herrn nach meinem Alter gefragt.

Vollends seit der Zeit, daß sie ihm das pommersche Kabinet geschenkt hat. Ich glaube es heißt so. Es sind allerhand nachgemachte Früchte von Wachs, und eine Beschreibung dazu. Da soll auch der Hasenkopf dabei seyn, wenigstens sagte es Fräulein von Scherlitz, wie ich einmal einen Kasten voll solcher nachgemachter Aepfel in den Saal holen mußte. Aber ich mußte lachen, denn meine Eltern, Gott hab sie selig, hatten so einen Baum in ihrem Garten stehn; da kenne ich die Hasenköpfe zu gut. Das war kein rechter Hasenkopf.

Ja sehn Sie, seit der Zeit kann sie mit dem Herrn Vater machen was sie will. Und warum hätte sie ihm denn das pommersche Kabinet geschenkt? Da steckt gewiß

was anders dahinter. Denn es kostet gewiß was rechtes. Und wo hat sie denn so viel zu verthun? Alle Leute sagens, daß sie eine Menge Schulden hätte, und vom Bruder ist es ja bekannt genug. Der hat auch mehr Schulden, als Zügeln auf den Dächern.

Weil mirs gleich verdächtig vorkam, so dachte ich vielleicht aus ihren Reden was zu vernehmen. Denn lieber Gott, die Bedienten wissen ja hinterdrein oft mehr als die Herrschaften, die dies und jenes so hingesagt haben. Aber warlich, so wie ich hereintrete, so redet sie von was andern oder spricht Französisch. Wenn nur das verdammte Französische nicht wäre, hab ich schon vielmal gesagt. Und so macht sies auch mit der Frau von Hain. Der kommt sie gleich mit schönen Worten entgegen, weil sie doch auch Französisch kann. Kurz

wie sie sich verstellen kann, das ist unglaublich.

Mir klopft allemal das Herz, wenn ihr Wagen vor die Thüre kommt, oder wenn ich mit dem Herrn Geheimenrath nach Wochau fahren muß. Und doch geht es fast alle Tage her und hin. Zumal in Wochau. Da wird mir oft angst und bange, denn es ist als wenn man verrathen und verkauft wäre. Ihr Bediente ist auch eine falsche Seele, und will sich oft über mich und mein Alter lustig machen; aber ich lasse mich mit ihm nicht ein, denn man redet ja davon, daß ers auch mit der — — doch es soll nichts über meine Lippen kommen, was ich nicht gewiß weiß. Er hält mich für dumm; aber das will ich in seinen Augen und in aller bösen Menschen Augen gern seyn. Zuweilen höre ich wohl

aus seinen Reden und sehe es auch aus allen Umständen, daß es so ist, wie ich denke.

Wer mich außer Ihnen am meisten dauert, das ist die Frau von Hain. Gott weiß, die gute Frau hat sich des Hauses so angenommen, als wenn es ihr eigenes wäre. Ein Bediente kann ja so was bald einsehen. Fort müßte sie, das ist gewiß. Und wenn sie nicht muß, so geht sie selbst. Denn was sollte die gute Frau noch da. Aber sie ist recht zu bedauern. Unser einer hilft sich fort, wie es geht; aber das kann so eine Frau nicht. Ich habe schon oft gedacht, wenn Ihnen der Liebe Gott nur erst einen guten Bissen Brod gegeben hätte, so könnten Sie sie zu sich nehmen, bis Sie eine Frau Gemahlin gefunden hätten.

Nun muß ich wohl schließen. Ach das Herz ist noch sehr voll. Gott gebe, daß sich alles zum besten dreht. So wissen Sie

doch nun woran Sie sind. Ich bin bis in den Tod, mein gnädiger Herr,

Ihr

unterthäniger Diener, Jakob Berger.

Dies Schreiben war recht eigentlich dazu gemacht, den Leser in Verwirrung zu setzen. Gerade die gutmüthige Geschwätzigkeit des ehrlichen Alten, seine Verheimlichungen, und unwillkührlichen Geständnisse dessen, was vorging und was er ahndete, gerade diese konnten zu jeder Vorstellung Anlaß geben. Wo war nun die schöne Welt, in die sich jetzt Otto so glücklich versetzt hatte? Die mißlichen Verhältnisse im väterlichen Hause, die er schon kannte; die Erwartung der Zukunft, welche die Vergangenheit an Bitterkeit überwiegen würde: alles drängte sich ihm wieder auf. Und so verlor sich das Angenehme der Gegenwart.

Gehoben war zwar beim ersten Lesen die letzte große Bedenklichkeit, mit welcher Otto seinen Vater verließ, die Bedenklichkeit, wie er seinem ungestümen Verlangen, Mathilden zu ehelichen, ausweichen könnte. Aber sah er nicht ein weit schlimmeres Verhältniß vor sich, in welches ihn Mathildens rachsüchtige Bosheit versetzen zu wollen schien? Hätte nur Jakobs Gutmüthigkeit mehr verrathen! Hätte der ehrliche Alte geradehin gesagt, daß Mathilde selbst seinen Vater zu bethören suchte.

Er laß das Schreiben einigemal wieder, und jetzt glaubte er in gewissen Momenten, daß er das ganze Gewebe der Trugliſt doch wohl auf sich beziehen könnte. Mathildens hoher Grad von Sinnlichkeit machte es ihm glaublich. Jakobs Urtheil konnte hier nichts entscheiden. Mathilde konnte ja vorsätzlich

eine Rolle spielen, welcher man einen andern Zweck unterlegte, als sie eigentlich hatte.

Und so schwankte Otto von einer Vorstellung zur andern. Bei keiner konnte er mit Gewißheit stehen bleiben. Nur die einzige blieb entschieden wahr, daß Mathilde aus Rache ihn in die verwickelste Lage versetzen wollte. Als Mann fühlte er sich daher verbunden, schleunigst nach Hause zu eilen, und seinen Vater von einem übereilten Schritt zurück zu halten: aber als Sohn hatte er theils andere Pflichten, theils wußte er, wie schwer die Gesinnungen seines Vaters zu berichtigen waren.

Allerdings leisteten hierbei die Gefühle seines Herzens ihre Mitwirkung. Er hatte es dem Landrath von Parnulph versprochen — gern versprochen, vor seiner Rückreise ihn zu besuchen. Wären nicht Philippinens Erwartungen getäuscht worden, wenn er sein Wort

gebrochen hätte? Und warum sollte man seinen Empfindungen nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche die Hoffnung in ihm erweckten: — Philippine sieht dich gern; — sie würde vielleicht manche Vorbereitungen umsonst treffen, denen sie sich willig unterzogen hat. Seine Empfindungen wurden überdies von seinem Verstande unterstützt. Die Zeit nämlich war zu kurz, die Sache zu ändern; denn morgen kam der Wagen des Landraths. Aber still und bescheiden lag neben ihm der Myrthenzweig, den er beim Tanz von Philippinen erhalten hatte, und es fragt sich, ob nicht dieser stumme Zeuge mehr als alles andere ihn zu dem Entschluß brachte, wenigstens nicht sogleich zu seinem Vater zurück zu kehren.

Es bleibt unentschieden, ob diese Unterbrechung seines stillen und so glücklichen Ge-

nusses der gegenwärtigen Tage zu heftig war; ob er aus Dankbarkeit gegen das Karmersche Haus seinen Unmuth zu stark bekämpfte; oder ob sonst irgend ein physischer Grund eintrat, daß Otto am Morgen darauf, da er nach Vollmersgrün abfuhr, nicht ganz gesund war. Man könnte seinen Zustand eine Wehmuth nennen, welche in seiner Seele die erste heftige Kränkung verdrängt und auf seinen Körper Einfluß gehabt hatte. Unwillkührlich traten Thränen in sein Auge. Die Menschenfreundlichkeit, mit der die biedern Karmers von ihm Abschied genommen hatten, die Herzlichkeit des Landraths, welcher er entgegen ging, Philippinens Liebenswürdigkeit, die romantische Gegend, — o wie viel sollte sein Herz fassen! Wie reich war die Gegenwart gegen die Vergangenheit und Zukunft! Und doch so verworren auch die Zukunft vor ihm lag, so freundlich lächelte ihm gleichwohl

ein dämmernder Lichtstrahl aus ihr Ruhe und Glück.

„Es sollte mich wundern, wenn der Herr Landrath nicht auf dem Wachtelberge mit dem Fräulein wäre“ sagte der Kutscher, und Otto fuhr aus der Ecke des Wagens auf.

„Wo ist der?“

„Wenn wir durch den Hohlweg gekommen sind, werden Sie ihn gleich sehen. Er liegt rechts und das Dorf links.“

„Weit vom Wege ab?“

„Einen Büchsenschoß.“

„So nahe?“

„Da sollten Sie hingehen. Der Herr Landrath hats recht hübsch eingerichtet.“

„Vielleicht was hinbauen lassen?“

„Sie heißens einen Tempel, mit einem hübschen Stübchen, wo man sich recht umsehen kann.“

„Da ist der Herr Landrath wohl meistens allein?"

„Wenn nicht Fräulein Philippine bei ihm ist. Aber die ist ihm wies liebe Brod. Wenns gleich sein Kind wäre, er könnte sie nicht lieber haben."

„So!" (mit gedrängtem Herzen.)

„Wer die einmal kriegt, kann zufrieden seyn. Und der Herr Landrath wird sie gewiß auch gut bedenken. Sie wollen gar sagen, daß er ihr alles vermachen würde. Wir wünschtens ihr alle, denn werth ist sie es."

„Werth ist sie es!" So tönte es in Ottos Seele wieder, als er schon am Ende des Hohlweges war. Aber jetzt wurde sein Gefühl für Schönheit und Natur mächtig in Anspruch genommen. Eine kleine Welt, wie ein isolirtes Eiland im großen Ocean, lag unerwartet vor ihm da. Wer Vollmersgrün von hier aus mit seinen Umgebungen erblick-

te, mußte sich, so überraschend war der Anblick dieses kleinen Tempa, plötzlich von allen Verhältnissen des alltäglichen Lebens entbunden fühlen. Es war als hätte die Natur diesen Ort vor andern bemerkbar machen wollen. Rund umher zogen sich ziemlich hohe Berge, welche mit einem grünen Teppich belegt waren, den das Laubholz und die damit abwechselnden Anger und Trifften bildeten. Vollmersgrün selbst aber lag nicht in einem einförmigen Kessel mit seinen Schönheiten verschlossen. Die glücklichste Abwechselung von Hügeln und Thälern, von Hainen, Wiesen und Bächen, machte das Ganze zu einem höchst gelungenen Garten, in welchem der Wohnsitz des Landraths, als der herrschende Zentralpunkt sich erhob. Einladend stand sein Wohnhaus auf einem malerischen Hügel, um welchen sich ein Blumengarten zog, der von einer Pappelrunde umgeben war. Ein klei-

ner spiegelnder See schnitt ihn diesseits ab, und schien den Ankommenden vor seinem Eintritt in Vollmersgrün an eine Entsündigung zu erinnern.

In den Betrachtungen dieses schönen Gemäldes unterbrach Otton der frohe Kutscher: „Sehn Sie, ich dacht's wohl. Da steht der Herr Landrath und Fräulein Philippine auch."

„Wo? wo?"

„Hier rechts, bei der Hängebirke vorbei."

„Ha! — Halt Er doch Freund."

„Wollen Sie herüber gehen?"

„Wenns geht."

„O ja. Wenn Sie hier heraufkommen, dürfen Sie nur am Birkengehege hingehen, da kommt eine Brache und eine Wiese. Das Bächtein ist nicht groß, was da durchfließt. Sind Sie drüber, so find Sie auch im Büsch-

chen, wo der Herr Landrath hat Gänge machen lassen.“

Schon war Otto neben der Hängebirke vorbei und bestieg die Anhöhe. Jetzt war sein Auge mehr auf den Tempel gerichtet, als auf den beschriebenen Weg, den der Kutscher ihm noch in der Ferne zu bezeichnen sich bemühte. Freundlich schwebte der Tempel mit der bläulichen Kuppel auf der isolirten Bergspitze, über dem Haine, der den Fuß des Berges umgab; aber freundlicher noch standen die hehren Gestalten des Landraths und Philippinens auf dem freien Vorsprunge. Das Blau des Himmels umfloß sie wie Geister der bessern Welt.

Hoch schlug Ottos Herz. Er sah, wie sie sich ihm näherten, wie Philippine um einige Schritte dem Landrath vorauseilte. Er fühlte wie willkommen er war. Ach er fühlte mehr, und hatte schon in diesen Augen-

blicken den göttlichen Genuß, den Schönheit und Güte so überschwänglich gewähren.

Bald war das Brachfeld, bald die Wiese durcheilt, und kaum hatte er den Quellenbach übersprungen; als er Philippinens weiße Gestalt durch die winkenden Maien ihm entgegenkommen sah. Weniger eilig war ihr Schritt, da sie ihm im Auge war. Holde Unschuld bezeichnete jetzt ihre Tritte. Aber Ottos Fülle des Herzens trieb ihn fort, bis er vor ihr stand.

Aus dem sittsamen Auge des Mädchens sprach der herzliche Gruß stärker, als aus ihrem Munde. Er war ihr willkommen, das sagte ihm sein Herz, und wie gern er jetzt hier vor ihr stand, wußte sie.

„Nicht zu voreilig, meine Philippine!" rief jetzt der Landrath, Du bist doch überzeugt, daß ers ist?"

Philip. Ich glaub' es.

Landr. Hast Du ihn nach dem Creditiv gefragt?

Philip. Wie meinen Sie das?

Landr. Wenn Du so fragst; —

Otto. Ich komme Ihnen zuvor. Hier. (Er reichte Philippinen den Myrthenzweig.)

Landr. Gut, gut. Hätte Sie wirklich nicht anerkannt. Willkommen! (Umarmung) Sie verstehen doch Scherz?

Otto. Wie sollt' ich nicht, wenn er aus einem so gütevollen Herzen kommt?

Landr. Das ist zu schön gesagt, da magst Du darauf antworten, Philippine.

Philip. Wenn ichs kann.

Landr. Jetzt nicht, jetzt nicht. — Sag' mir. Nehmen wir unsern Felseck noch einmal mit auf den Berg, oder bringen wir ihn nach Hause? Ich dächte wir wählten das Letzte. — Ja. Kommen Sie lieber Felseck. Sie mögen sich erst erholen. (Gleichsam heimlich.)

Unter uns. Philippinen darf man eigentlich nicht fragen, die ist hier gar zu gern.

Otto. Wie schön ist auch der Ort!

Landr. Weiß wohl, weiß wohl. —

Otto führte Philippinen ins Thal hinab zum See und Philippine ging gern an seiner Seite hin. Freundlich nickten ihnen Blumen und Gräser und Birken an der Seite der anmuthigen Gänge, welche hier bei einer Ruhebank, dort bei einer Quelle oder einem einfachen Denkstein vorbeiführten, wo man veränderte und immer neue und schönere Aussichten hatte. Sein Gefühl war so mächtig in ihm ergriffen, daß er oft Minuten schwieg, um die Wirkung des Ganzen zu umfassen.

Jetzt waren sie in der Nähe des Sees. Ein milder Duft wehte über dem Spiegel des Wassers ihnen entgegen. Heiter bespülten die leichten Wellen am Ufer den sammt-

nen Rasen und den hellleuchtenden Kies, hoch sprangen hie und da die Fische auf, als freuten sie sich über ihre Nähe, und stärker schien die grün bewimpelte Gondel zu schaukeln, je näher sie traten. Glücklich, o glücklich der, der, wie Otto diese Gondel, einst Charons Nachen besteigt.

Ein kleiner Streit entstand nun, wer von ihnen hinüber rudern sollte. Aber der Landrath schlichtete ihn bald. Philippine erhielt das Steuerruder. „Unser Felseck, setzte er hinzu, möchte uns wo anders hinbringen, wo wir nicht hinwollten." Lächelnd setzte er sich in die Mitte, und sah mit Wohlgefallen auf ihn und sie.

Wie Ogygias blühende Gestade, schien im holden Charakter Vollmersgrün den Schiffenden sich zu nähern. Aber wie ungleich waren die Empfindungen Ottos gegen die Empfindungen dessen, der sich Calypsos Eilande

näherte? Philippine glich ihr an Schönheit, aber an Herzensgüte übertraf sie sie bei weitem. Gemeinschaftlich wirkten diese Eigenschaften bei ihr, und trügten den nicht, der ihre Wirkung empfand. Overbecks Schiffarth scheint zum Theil auf Ottos Ueberfarth über den See nach Vollmersgrün gedichtet zu seyn. Wer könnte überzeugender als Otto singen:

Das waren mir selige Tage!
Bewimmpeltes Schiffchen, o trage
noch einmal mein Liebchen und mich!
O wieg' uns noch einmal behende
von hinnen — bis an der Welt Ende;
zur Wiege begehren wir dich!

Auch ist nicht zu zweifeln, daß Philippine die Antwort gegeben hätte, welche der letzte Vers enthält:

Das waren mir selige Tage!
Mein liebliches Mädchen, o sage:
sie waren so selig auch mir!

Dann such' ich das Schiffchen mir wieder;
dann setz' ich mich neben dir nieder
und schiffe durchs Leben mit dir!

Ob aber Otto das Schiffchen und sein Liebchen wieder gefunden hat, darf die Geschichte im voraus nicht verrathen. Schwer und düster stiegen jetzt hinter der lachenden Gegenwart Wolken auf, welche keine Rückkehr dieser Tage versprachen.

Die Gondel landete jetzt und der Wohlgeruch der Blumen umfloß sie wie der Lichtglanz der Vollendeten. Otto war entzückt. Die Schönheit der Natur, die künstliche Benutzung ihrer Formen, und das Edle der Menschheit hatten nie so stark auf ihn gewirkt.

Man ging durch die gewundenen Gänge den anmuthigen Hügel hinan, zur heitern Wohnung des Landraths, in welche man aus dem Garten treten konnte. Alles sprach

ihn mit Freundlichkeit an, alles trug dem Charakter des Einklangs, der glücklichen Ruhe, des ungestörten Friedens. Noch einmal bewillkommte ihn der Landrath und hieß Philippinen, ihrem Gaste die bestimmte Stube anweisen.

Wohlgeordnet und schön hatte sich Otto diese, so wie das Ganze gedacht, aber bei weiten übertraf das was er fand und sahe, seine Erwartung. Mit schüchterner und doch so herzlicher Traulichkeit führte ihn Philippine ins zweite Stock und öffnete die Thüre des für ihn gewählten Zimmers. Es war für ihn gewählt, das sagte ihm sein Herz. Reinlichkeit und geschmackvolle Verzierung gehörte zum Ganzen, aber der duftende Blumenstrauß auf dem Spiegeltische war nur für ihn so schön; nur um seinetwillen konnte da und dort eine Schleife sorgfältiger gesteckt worden seyn: und gerade dies Eckzimmer mit

der unübertrefflichen Aussicht auf den See, auf deu Tempel jenseits desselben, und rechts auf das schön gruppirte Thal, — sollte dies nicht Philippine für ihn absichtlich gewählt haben? Ein sanftes Roth überflog ihre Wange, als Otto enthusiastisch ihre Hand ergriff und sagte: „Wer wünschte sich hier nicht eine Ewigkeit zu durchleben!“ — „Der Beweis Ihres Wohlgefallens würde die Dauer Ihres Besuchs seyn;“ antwortete die Holde.

„Durch das Wort Besuch, geben Sie meinem Aufenthalt Gränzen, die ihm allerdings nöthig sind.“

„So wollen wir ein anderes Wort wählen.“

„O lassen Sie es; wie nöthig ist es, bei solchen Genüssen an ihre Begränzung sich zu erinnern.“

„Doch nicht jetzt schon?“

„Ich möchte wohl sagen — Ja; um nicht den Abstand vom jetzigen zum Gewöhnlichen dann zu hart zu empfinden.“

„Sie wohnen, so viel ich weiß, auch angenehm.“

„So ziemlich.“ (halb seufzend.)

„Wenn es Ihnen daher in Vollmersgrün gefällt; so danke ichs den glücklichen Verhältnissen des hiesigen Orts.“

„Und der trefflichen Menschen, die ihn bewohnen.“

Philippine verbeugte sich und verließ ihn. Da stand nun Otto, voll der süßesten Gefühle, und betrachtete das Ganze und Einzelne, und kam nicht genug zu sich selbst, um sich seines Zustandes ganz bewußt zu seyn. Die schöne Natur, die überall seinen Blick hinreichend befriedigte, die lieblichen Gegenstände in seinem Zimmer, welche die gefälligsten Nebenideen bezeugten — und besonders die so

seltene Herzensgüte, mit der ihn der Landrath und Philippine empfangen hatten — das alles erhob ihn jetzt zu einer höhern Existenz.

Der erste Tag schwand ihm und noch wußte er nur einen Theil von dem, was die gefällige Wohnung, und die Güte ihrer Bewohner ihm zum Genuß anboten. Immer neue immer schönere Bilder stellten sich ihm dar, und reichten ihm in der Hoffnung zu genießen schon selbst den freundlichsten Genuß. Er entschlief am Abend begeistert von dem, was er gesehen hatte und noch sehen würde. Aber als er am folgenden Morgen erwachte, da fühlte er eine Ermattung — eine Kränklichkeit, welche bei weiten stärker war, als am gestrigen Morgen. Hätten außer dem Einfluß, den Jakobs Brief auf seinen Gesundheitszustand gehabt hätte, die Ueberraschungen in Vollmersgrün noch mehr

auf ihn gewirkt? Wahrscheinlich, vielleicht gerade des großen Kontrastes wegen.

Er achtete nicht darauf, oder wollte nicht darauf achten. Er vergaß wieder im Anschauen dessen, was um ihn war und in seinen Erwartungen den Mangel seiner Körperkräfte. Er sah aus dem Fenster in das glückliche Eden, das vor ihm lag; er sah Philippinens Gestalt im Morgenkleide im Garten und den Landrath, der sich mit der Pflege junger Bäume beschäfftigte. Besiegt war jetzt jede Schwäche. Otto warf sich in seine Kleider, und war bald in der Gesellschaft der Guten.

Indeß überstieg doch die zunehmende Kränklichkeit seinen Willen. „Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte der Landrath am Mittag, und Philippine wiederholte mit ihrem theilnehmenden Blick diese Frage noch ängstlicher. Otto mußte gestehen, was er sich selbst nicht

gern gestanden hätte; aber er hielt sich, so vortheilhaft ihm auch die Ruhe gewesen wäre, und genoß, was er genießen konnte, denn am morgenden Tage hatte er ja seine Abreise nach Gottesheim vestgesetzt.

Wie ganz anders aber war es, als der Morgen graute. Otto lag im heftigsten Fieber. Es war ihm unmöglich aufzustehen. Er wartete einige Stunden, bis der Bediente kam; aber sein Zustand war verschlimmert. Der Bediente brachte die Nachricht dem Landrath.

Mit dem Herzen und der Miene des liebevollsten Vaters trat dieser bald darauf in sein Zimmer, machte ihm freundliche Vorwürfe über seine Zurückhaltung, und traf sogleich Anstalten, ihm einen Arzt rufen zu lassen. — „Aber nun, fuhr er fort, die Pflege, lieber Felseck, die Pflege, — wird Ihnen die bei uns gefallen?"

„Herr Landrath!“ (Otto drückte ihm die Hand.)

„Ich bin alt; so gern ich auch um Sie wäre, so würde doch meine Hülfe — —“

„Herr Landrath, Sie gehen in der Güte zu weit.“

„Ich wüßte zwar eine Person, die mich in einigen Krankheiten mit der größten Gelassenheit und Geduld pflegte und wartete; aber —“

„In Ihrem ganzen Hause herrscht Wohlwollen und Güte.“

„Nicht doch, nicht doch! Jedem ists nicht gegeben, um Kranke zu seyn. (Nachdenkend.) Sind Sie bescheiden im Urtheil über weibliche Verhältnisse, oder richten Sie nach dem alltäglichen Maaßstabe?“

„Ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Ich meine, ob Sie wohl da eine Beleidigung weiblicher Delikatesse finden, wo

bloß die Nothwendigkeit und herzliche Theilnahme ihr einen falschen Anstrich geben könnte."

„Diese Gerechtigkeitsliebe werden Sie hoffentlich bei mir voraussetzen."

„Gut, so wird meine Philippine Sie unterhalten."

Er trat in die Thüre und rief in den Saal: „Philippine, komm näher. Ich halte unsern Gast für einen Mann, der uns versteht. Ueberdies bist Du ja gleichsam mit ihm verwandt. Deine Mutter ist jetzt seine Pflegemutter. (Zu Otton.) Sie wird Ihnen die Zeit gewiß gut verkürzen, das weiß ich. Uebrigens wird der Bediente Ihnen stets zur Hand seyn."

Aus Mangel an Menschenkenntniß gab ihm wohl der Landrath Philippinen nicht zur Gesellschafterin, die seinem Herzen so gefährlich werden konnte. Planmäßig konnte es

auch nicht seyn. Wahrscheinlich ist es daher, daß er zu sehr von der Wirksamkeit eines offnen und edeln Verhaltens überzeugt war, und daß er um so schneller den Charakter dessen erforschen konnte, der im Handeln dem Tone seines Hauses nicht wiedersprach.

Philippine stand da, mit eben so viel Unschuld als mitleidiger Theilnahme. Ihr Auge verrieths das sie geweint hatte; nur jetzt lächelte ihr Mund dem Leidenden Beruhigung.

In manchen Augenblicken vergaß dann Otto seinen Schmerz und seine Schwäche, wenn sie wie ein tröstender Engel ihm Arznei reichte, oder ihm aus einem kernvollen Buche vorlas. Mit der bescheidendsten Feinheit wußte sie alles zu vermeiden, was den Schein einer Andringlichkeit hatte: und doch war ihre Sorgsamkeit so höchst vollkommen. Ihre Gegenwart war so wie ihre Entfernung

in gewissen Augenblicken eben so richtig gewählt, als ihr ganzes Verhalten selbst musterhaft war. Und doch hatte Otto keine Hoffnung in einigen Tagen seine Krankheit gehoben zu sehen.

Nach acht Tagen schrieb Philippine an ihre Mutter. Es ist ein Schreiben, das schon durch die Verfasserin einen Werth erhält, welcher aber noch mehr durch ihr jetziges Verhältniß gegen ihren Gast gewinnt.

„Ueber mein Schicksal zu klagen, theure Mutter, wäre höchst ungerecht, da ich in dem Herrn Landrath meinen zweiten Vater verehre, der eben so sehr für mein Glück als für meine Lebensfreuden sorgt. Und doch giebt es Augenblicke, wo ich einen Mangel empfinde, dem auch der strengste Richter Gerechtigkeit wiederfahren lassen würde. Bei dem Genuß der schön-

sten Freuden unterbricht mich oft der bittere Gedanke, daß Sie entfernt sind, daß ich Ihnen nicht sagen kann, wie und was ich genieße. Und wer bürgt mir dafür, ob Sie vielleicht nicht gerade in den Augenblicken, wo ich mich freue, den Mangel gerechter Wünsche empfinden?

Diese Besorglichkeit um Sie wächst in gewissen Stunden um so mehr, da sie mir über Ihr Verhältniß nichts bestimmtes sagen. Wollen Sie meinem Herzen nicht weh thun, wenn es nicht glücklich ist? Ich könnte es fast glauben, da Sie mir vom Gegentheil nichts mittheilen. Sie sind zu gut gegen mich; wollen mir vielleicht den Kummer ersparen?

Doch nein, der Anschein ist nicht da. Wenigstens halte ich den Beweis meiner Meinung für gut. Diesen finde ich in unserm Gaste, den wir seit einigen Tagen bei

uns haben. Errathen Sie wohl, wer es ist? — Denken Sie wie sehr ich mich wunderte, als ich letzthin bei einer Weinlese, ohne es zu wissen, als Tischnachbarin neben dem Herrn Assessor von Felseck saß. Auch der Herr Landrath kannte ihn noch nicht persönlich. Er war in Gesellschaft des Herrn von Karmer hingekommen. Nach gemachter Bekanntschaft mit ihm entstand ein freundschaftlicher Streit. Karmer wollte ihn nicht von sich lassen, und der Landrath glaubte auch ein Recht auf ihn zu haben.

Schon vorher hatte der Herr Landrath viel gutes von ihm erzählt. Der Neffe des Herrn von Karmer ist auf Universitäten der vertrauteste Freund des Assessors gewesen. Dies ist die Quelle des Lobes, was er, so viel ich urtheilen kann, ganz verdient.

Ueberdies wars, als sollte ich recht genau mit ihm bekannt werden. Der Zufall machte mich zur Königin beim Fest der Weinlese. Wir hatten einen Ball, den ich eröffnen mußte, und mein Tänzer war der Herr von Felseck. Ich bin noch nie so in Verlegenheit gewesen, und doch war ich recht vergnügt. Er tanzt gut, und ist ein sehr artiger junger Mann; nicht so wie viele andere. Doch Sie kennen ihn ja besser als ich.

Hätte ich nur mehr Zeit, ich würde Ihnen die Weinlese recht umständlich beschreiben. Es war ein allerliebstes Fest, und besonders diesmal schöner als die vorigen Jahre. Wie dies kam, weiß ich selbst nicht.

Aber sonderbar. Ich hatte mir eine ganz andere Vorstellung vom Herrn Assessor gemacht, oder ich könnte sagen gar keine,

weil mich das Lob, welches der Landrath ihm beilegte, nicht sehr interessirte. Dagegen finde ich jetzt alles anders. Hie und da sah ich zuweilen junge Herrn, welche die Akademie verlassen hatten, mit ganz besondern Sitten. Einige zeigten einen Uebermuth, der sich alles unterwürfig zu machen schien, andere bewiesen eine Aengstlichkeit, weil sie vielleicht aus ihren gewöhnlichen Gesellschaften gerissen waren. Einen ähnlichen Mann glaubte ich daher im Assessor zu finden. Aber nein. Sein feines Betragen ist von Schmeichelei eben so weit entfernt als von Selbstdünkel. Jeden weiß er, ohne aus seinem eigenen Charakter zu fallen, auf eine humane und gefällige Art zu behandeln. Lachen Sie nicht, liebe Mutter, daß ich im Tone eines erfahrnen Menschenkenners spreche. Es sind die Urtheile des Landraths und

anderer; doch kann ich nicht läugnen, daß ichs selbst so finde. Und seine Gestalt, wie sie wissen, empfiehlt seine guten Eigenschafften nur noch mehr.

Wenn nicht so viel ihn empfohlen hätte; ich glaube nicht, daß er vom Landrath mit so ausgezeichnetem Wohlgefallen aufgeommen worden wäre. Sie wissen, daß der Landrath seine eignen Wünsche hat, und nur die Gesellschaft solcher Personen liebt, welche gleiche Grundsätze mit ihm haben. Noch nie hat er sich so auf einen Besuch gefreut, als auf diesen. Ach und diese Freude verdarb gleichwohl ihm und mir ein schlimmer Zufall.

Schon den zweiten Tag sah man dem Assessor eine Kränklichkeit an, und am dritten Tage früh konnte er das Bette nicht verlassen. Ein Fieber hatte ihn befallen, und noch jetzt ist er nicht völlig wieder her-

gestellt. Weit unruhiger würde ich seyn, wenn es sich nicht jetzt zur Besserung an-ließe. In manchen Stunden habe ich laut geweint, denn er mußte viel leiden, und war doch so geduldig, so standhaft, daß mich sein Schmerz nur noch mehr angriff. Gern wäre der Landrath selbst um ihn geblieben, wenn er nicht zu alt wäre; daher ich größtentheils bei ihm bin. Der Landrath meint, ich wüßte am besten mit Kranken umzugehen. Freilich war ich anfangs in einiger Verlegenheit, aber sie verlor sich bald. Der Charakter des Assessors ist offen; man weiß sogleich, wie man mit ihm dran ist, und nur dann macht er mich unruhig, wenn sein dankbares Gefühl bei jeder Kleinigkeit aufs neue erwacht.

Wie die Nachricht von seiner Krankheit seinem Vater mitzutheilen ist, überlasse ich Ihrer Einsicht. Da der Sohn so

gut ist, so halte ich auch den Vater für gut. Suchen Sie ihn nur zu beruhigen, denn wie gesagt, — es bessert sich mit ihm.

Nur die Entstehung der Krankheit kenne ich nicht. Es soll eine Kränkung zum Grunde liegen. Er war bei der Weinlese heiter und froh, ist auch bei Karmers gesund gewesen. Aber ein Brief hat ihn, kurz vor dem Abschiede aus dem Karmerschen Hause sehr angegriffen. — Bisweilen habe ich ihn in tiefem Nachdenken gefunden. Sollte vielleicht sein Herz durch eine gekränkte Liebe beunruhigt worden seyn? In dem Falle wäre er zwiefach zu bedauern. Sein Charakter verdient keine solche Kränkung. Haben Sie vielleicht hierüber mehr Aufschluß? Es hat zwar den Schein der Neugierde, daß ich darnach frage; aber theils veranlaßt mich Theilnahme

dazu, theils ein anderer Umstand, den ich Ihnen mittheilen will.

Die Fieberhitze stieg das einemal zu einem hohen Grade. Der gute Felseck phantasirte, und mir wurde bange. Alles was er sagte war undeutlich und abgebrochen. Ich wüßte nicht, ob ich bleiben oder gehen sollte. Auf einmal fuhr er auf und rief hastig: „Es ist grausam Fräulein, grausam! Aber Du treuer Jakob sollst nicht leiden, auch Sie nicht edle Frau!" — Das übrige verstand ich nicht. Ich trat erschrocken aus dem Zimmer, besann mich aber, daß er mich nicht meinen könnte, und daß man ihn nicht allein lassen dürfte. Der Bediente war nicht da, ich trat also wieder ins Zimmer und er war ruhiger. Bald darauf seufzte er wehmüthig und ich mußte weinen. „Wünschen Sie was?" fragte ich ihn.

„Ich habe Wünsche, antwortete er mit Besonnenheit, aber ihre Erfüllung —" Hier brach er ab, drückte mir die Hand und ich fuhr fort.

„Verlangen Sie den Arzt?"

„Nein gütiges Fräulein."

„Aber die Heftigkeit ihres Fiebers macht seine Gegenwart sehr nöthig."

„Sie gönnten mir die Ihrige, und diese ist mir unschätzbar."

„Und doch haben Sie Wünsche?"

„Die Vergangenheit erzeugt sie."

„Leidet vielleicht ihr Herz zugleich?"

Hier sah er mich mit tiefer Rührung an. Er schien entschlossen zu seyn, mir ein Geständniß zu thun; sagte aber nach einigem Besinnen: „Sie sind die edle Tochter einer würdigen Mutter. Möchten Sie doch durch nichts beunruhigt werden. Daß mich der Zufall hier hat krank werden

lassen, schon dies unterbricht Ihre Ruhe. Ich verschweige daher alles, was Ihre Theilnahme und zugleich Ihre Unruhe vergrößern könnte." — Bei dieser Antwort ließ ichs bewenden, und habe nicht wieder darnach gefragt: aber gewiß scheint meine Vermuthung zu seyn, daß irgend eine wichtige Ursache zu seiner Bekümmerniß vorhanden ist.

Wenn er von hier wieder abreisen wird, läßt sich nicht bestimmen. In manchen Stunden fühlt er sich stärker als er ist: aber eher läßt ihn der Landrath nicht von sich, bis er von seiner völligen Genesung überzeugt seyn kann.

Außer ihm habe ich jetzt noch eine Kranke, die Wittwe des verstorbenen Schulmeisters. Meine Zeit ist daher sehr eingetheilt, und erlaubt mir auch jetzt nicht, Ihnen mehr zu schreiben. Bald schreibe ich

wieder, vielleicht durch den Herrn von Felseck, was er gewiß gern thun wird, da er Sie schätzt. Aber nichts, nichts geht über die Hochachtung, mit welcher Sie herzlich und innig liebt

Ihre

gute Tochter

Philippine von Hain."

Am dritten Tage nach Abgang des Briefes erwachte Otto am heitern Morgen, und war durch den genossenen Schlaf vorzüglich gestärkt. Lächelnd erwachte er. Ein lieblicher Traum hatte ihn in die reitzendste Zukunft versetzt. In einer der blühendsten Gegenden, schön wie Chili's immerblühende Thäler, hatte ihn seine Phantasie unter einem Baume lagern lassen. Der Gesang eines traulichen Vogels auf den nahen Aesten macht ihn aufmerksam. Sein Ohr lauscht; sein Auge blickt auf den

Sänger. Da ergießt sich über seine offne Stirn ein Regen von Blüthen, von Blumen und den wohlriechendsten Kräutern. Er fährt auf und — erblickt Philippinen in ihrer holden Gestalt. Unschuldig lächelnd, mit dem hingebenden Vertrauen inniger Liebe steht sie vor seinem verlangenden Blick. Das Gewand, in der Farbe der Unschuld, umwallt schöner als je die Holde, ein Myrthengewinde läuft von der Schulter über ihren Busen zu ihren Füßen hinab, und ein bräutlicher Kranz beschattet ihre jugendlich heitere Stirn. „Nun bin ich dein auf ewig," spricht sie, und sinkt von zärtlicher Liebe besiegt, an sein hochschlagendes Herz. Jetzt will er die Fülle der Seligkeit in seinem Busen dem Himmel durch Worte kund machen, jetzt der ganzen Welt zurufen: „sie ist mein!" und — er erwacht.

Wie hätte er jetzt wachend nicht noch lächeln sollen; da noch sein Herz laut schlug, da das im Traume so höchst selig genossene Gefühl warm zur Wirklichkeit überging? Ach, auch die Wirklichkeit war ja um ihn her so schön; er neu gestärkt, mit der Gewißheit, daß Philippine ihn bald besuchen würde.

Er stand auf und trat ans Fenster. Mit entzückender Freundlichkeit stieg der junge Tag hinter dem Tempel jenseits des Sees auf, und in bescheidener Ruhe dehnte sich das Thal vor ihm aus, das allmählig von den Strahlen der Sonne erhellt wurde. Es war nicht ganz das glückliche Gefühl, was ihn im Traume beseligt hatte, aber es kam ihm nahe. Sein Auge füllte sich mit Thränen. Er dachte sich bei diesem reitzenden Anblick der Natur Philippinen mit allen den edeln Eigenschafften, die sie schon an sich so liebenswürdig machten. Es durchdrang sein Herz

so manche hehre Idee, so mancher Gedanke, wie und ob es es seyn könnte, was er wünschte, und so schwand ihm eine Stunde hin.

Sein Blick fiel jetzt von ohngefähr auf einen Fußsteig, der aus dem Dorfe im Thale am Fuße der nahen Bergkette hinlief, und — weg sind Gedanken und Wünsche. Sie ist es, Philippine ist es, die aus dem Dorfe kommt, und eilig den Fußsteig verfolgt. Nur auf sie heftet sich sein Blick. Sie scheint einigemal ihre schnellen Schritte zu hemmen, und auf seine Stube zu sehen. Er öffnet das Fenster, er winkt ihr einen guten Morgen, sie dankt ihm, noch einigemale scheint sie sich nach ihm umzusehn, und verliert sich am Berghange.

Einerseits für sein Herz ein wohlthätiger Anblick. Allein da sie nun verschwunden war, da er nun bloß muthmaaßen konnte — dort unter jener Buche, unter jener Eiche

wallt sie jetzt hin; da fühlte er auch das Unangenehme, sie nicht sobald bei sich zu sehen. — Aber wo ging sie in der feierlichen Stille des Morgens schon so früh, so eilig hin? Ihr Gang war wie der Gang ihres Berufs. Vergessen hatte sie ihn nicht, warum hätte sie ihn so freundlich gegrüßet? — Und doch, doch — — Es kreuzten sich mancherley Ideen in seinem Kopfe. Er sah wieder hin, und jetzt trat der Firsten von der Försterei, welche am Ende des Thals lag, in die Strahlen der Morgensonne. Sollte sie wohl dahin gegangen seyn? Es war möglich, aber ein Hügel verhinderte die freie Ansicht der Försterwohnung.

Am sehnendsten hing sein Blick an der Stelle, wo sie sich am Berghange verlor. Sein Auge trübte sich, so scharf sah er hin; und doch kam sie nicht. Einigemal war er im Begriff dem Bedienten zu klingeln, aber im=

mer glaubte er den Moment ihrer Wiedererscheinung zu versäumen, den er sich so entzückend dachte; immer sagte ihm sein Herz — nur diese — diese Minute noch — und jetzt öffnete der Bediente selbst die Thüre.

Sein erstes Wort war eine Frage nach Philippinen.

„Sie haben sie wahrscheinlich gehen sehen?"

„Ja."

„Und das gewiß früh?"

„Ja, aber wohin sie wohl gehen mochte?"

„Vielleicht ins Försterhaus."

„Wo ist das?"

„Sie können das Dach aus den Fenster sehen."

„So, ist das die Försterei?"

„Ja, sie hat eine Kranke da, die sie besucht."

„Die Försterin?"

„Nein, die Wittwe des hier verstorbenen Schulmeisters, die beim Förster wohnt.“ — „Da ist sie wohl vielen Leidenden zum Trost?“

„Allerdings. Es ist so gut wie ausgemacht. Wo ein Krankes im Dorfe ist, da ist auch Fräulein Philippine. An sie wenden sie sich alle.“

„Das ist viel.“

„Ich glaubs, daß es Ihnen auffällt. Wir wissen es nicht anders. Auf jeden Fall wird sie früh gegangen seyn, um auch Sie nicht zu versäumen. Befehlen Sie jetzt noch was?“

Der Bediente ging wieder und Otto sah aufs neue auf jene Stelle mit unverwandtem Blick. Er wußte ja nun weit bestimmter wo sie war, und daß sie auf jenem Wege zurückkehren würde. War vorher sein Herz durch ihren Anblick ergötzt worden, so war dies jetzt bei

der Kenntniß des edeln Zwecks, welchen ihr Gang hatte, noch ungleich mehr der Fall. Sein Traum, sein gestärktes Gesundheitsgefühl, der heitere Morgen, die nähere Kenntniß von Philippinens Humanität — das alles machte seinen Geist so reichhaltig, seinen Genuß so innig; aber auch sein Verlangen nach ihr sehnender als je.

In dies Verlangen verlor sich daher alles frohe und angenehme, was er fühlte, da sie nach einer geraumen Zeit noch nicht erschien. In den Thälern und auf dem benachbarten Felde wurde es lebhaft von den zur Arbeit gekommenen Dörflern, die Sonne trat höher, der Morgen ging allmählig vorüber; aber Philippine kam immer noch nicht. Auch der Bediente kam wieder, und fragte Otton eben so vergeblich nach ihr als er es that. „Der Herr Landrath, setzte jener hinzu, hat schon etlichemal nach ihr gefragt. Es ist nie ihre

Sache, so lange außen zu bleiben, zumal jetzt da Sie hier sind." Der Bediente war unruhig und ging; aber noch unruhiger wurde Otto.

„Sie haben schon gehört, sagte der Landrath bald darauf, der selbst zu ihm kam, daß wir unsre Philippine vermissen?"

„Ei wohl, es sind schon einige Stunden, daß ich sie gehen sah."

„Ich schlief noch. Mir fällt es auf, denn wäre auch die Frau, die sie besucht hat, gefährlich krank, so hätte mir gewiß ihr sorgfältiges Herz Nachricht geben lassen."

„Wollen Sie nicht nachfragen lassen?"

„Es ist bereits geschehen. Sehn Sie dort läuft der Bote. — (Mit steigender Unruhe, nach einer Pause.) Aeußerst auffallend! Ich muß sagen, es ist mir nie so sonderbar zu Muthe gewesen. Sollte — — doch wir

wollen abwarten, was der Bote für Nachricht bringt."

Die Ruhe war unterbrochen. Der Landrath bekämpfte gewisse Ahndungen und Otto wollte sein Gefühl nicht zu lebhaft äußern, an dem die Liebe so vielen Antheil hatte. Man wollte sich unterhalten, aber die Unterhaltung stockte. Man fing an von verschiedenen Dingen zu sprechen, und hörte eben so oft wieder auf. Der Bediente kam einigemal und seine Mienen verriethen die Besorgniß, welche auch bei den übrigen im Hause herrschte.

Endlich, endlich sah man den Boten wieder. Er kam ohne Philippinen zurück. Man sah ihm die Anstrengung, die Eilfertigkeit an. Als er näher gekommen war winkte ihm der Landrath, aber seine mimische Antwort war, daß er sie nicht gefunden habe. „Mein Gott, was soll ich denken!" sagte der Landrath, eilte dem Boten entgegen und auch Otto vergaß

seine Krankheit, warf sich in die Kleider, und ging ihm nach.

Es war so. Der Bote hatte Philippinen im Försterhause nicht gesehen, sie war gar nicht hingekommen, und nirgends eine Spur von ihr entdeckt. Man rieth auf andere Oerter; aber Otto hatte sie ja auf diesem Wege gehen sehen.

Zwischen dem Dorfe und dem Försterhause war ein wenig gebahnter Fahrweg, welcher links durch die Berge vom Fußsteige abführte; auf diesen allein konnte Philippine durch Irthum gekommen seyn, oder sie war hier weggebracht worden, da sie den Weg zu gut kannte.

Ehe noch der Landrath Befehl gab, ihr nachzueilen, war man schon bereitwillig dazu. Eilboten zu Fuß und zu Pferde jagten fort, und je weiter sich die Nachricht, daß Philippine vermißt würde, unter den Dörf-

lern verbreitete; desto größer wurde die Anzahl der nacheilenden, desto stärker der Trieb sie aufzusuchen.

Man ging zuförderst auf die Stelle, wo der Fahrweg von den Fußsteige durch die Berge abging. Anfangs sah man keine Spur; aber oben in der Höhe fand man die Spur eines Wagens. Diese verfolgte man; aber sie verlor sich wieder. Man vertheilte sich nun, um auf Gerathewohl den Wagen zu finden.

Der Tag neigte sich, und die Boten kamen vereinzelt wieder. Keiner wußte von Philippinen, keiner hatte sie gesehen. Von dem Wagen hatte man hie und da gehört, aber ihm nicht gefunden, weil er keine gerade Richtung genommen hatte. Verdacht genug, daß Philippine darin gewesen seyn mochte, und doch ließ der Landrath die ganze Gegend am Försterhause aufs neue durchsuchen.

Alles fruchtlos. Die Klagen um Philippinen vergrößerten sich, und unter Thränen derer die sie liebten — und wer liebte sie nicht? — begann die Nacht.

Der Landrath und Otto standen im Dunkeln auf der Hofflur und das Volk ging und kam. Man fragte, man antwortete. Man verwarf Pläne und entwarf neue. Da trat ein Mann langsam mit den Worten heran: „Sind Sie denn der Herr Landrath?“ Es wurde bejaht.

„Da möchte ich wohl was mit Ihnen reden.“

„Komm er morgen wieder lieber Freund.“

„Ja nu, man sagte, ich sollt' es gleich abgeben.“

„Was denn?“

„Viel ist es nicht. Ein kleines Briefchen.“

„Und von wem?“

„Ich weiß es nicht, wars eine Mamsell oder Madam.“

„So gebe Er mir nur den Brief.“

„Sie sind doch auch wirklich der Herr Landrath?“

„Ich bins, ich bins.“

„Aber Sie können ja den Brief jetzt nicht lesen.“

„Mein Gott, laß Er mich doch dafür sorgen.“

„Wenn Sie denken: aber (den Brief langsam hervorziehend,) ein kleines Trinkgeld werd' ich —“

„Sonderbarer Mann! Nur den Brief jetzt, und dann das übrige.“

„Hab ich ihn denn auch noch?“

Bei dieser Umständlichkeit des Mannes kam das Billet endlich zum Vorschein. Der Landrath eilte damit ins Haus und forderte Licht. Es war unversiegelt ohne Aufschrift,

Er riß es auf und — „mein Gott! rief er, ja von ihr!“ — Aber kaum konnte er es lesen, kaum die mit Bleifeder geschriebenen Worte beim Lichte erkennen. So viel brachte er in Zusammenhang:

„Was mit mir vorgeht weiß ich nicht.
„Mein Onkel begegnete mir. Ich erschrack. Er zeigte mir ein Billet von
„meiner Mutter, worin es hieß, daß ich
„in großer Gefahr wäre, und dem Onkel
„folgen sollte. Ich sah das Billet nicht
„genauer an, weil ich meine Mutter zu
„finden hoffte. Er führte mich in den
„Wald, da mußte ich in einen Wagen
„steigen, und so fahre ich nun mit ihm
„ohne zu wissen wohin. Nur heimlich
„habe — —

„Philippine.“

Unvollendet war das Billet von ihr dem Manne übergeben worden. Man ließ ihm

kommen. „Wie hieß das Dorf, wo Er das Billet erhielt?„

„Ja, wenn ich viel reden soll. — Ich denke, ich soll ein Trinkgeld kriegen.“

„Gott, über die Menschheit! (Der Landrath giebt ihm einen Thaler.)

„Sehn Sie, ich diene meinen Nächsten gern; aber —“

„Ja doch, nenn Er mir nur das Dorf.“

„Es war in Wörbitz, ein Stündchen von Horningen, da hatte ich —“

„Mein Gott, schon bei Horningen!“

„Nicht wahr, ich bin tüchtig gelaufen?“

„Hat Er denn sonst was bei ihr gesehen?“

„Viel nicht. Sie hatte ein weißes Kleidchen an, wie nun so —“

„Ich meine, wer noch bei ihr war?“

„Wer weiß das. Wars ihr Liebster, oder wars ihr Mann. Mir gefiel er nicht, so freundlich er auch mit ihr that.“

„Schon alt?“

„Ein Mann in den besten Jahren. — Sehn Sie, ich will Ihnen nur den ganzen Zusammenhang erzählen. Ich hatte eine Schwester in Hilmersgrün und die hatte einen Sohn, der kam unter die Soldaten. Wie nun die Jugend ist —“

„Laß er das nur jetzt. Um welche Zeit hat Er denn mit dem Mädchen gesprochen?“

„Sie meinen mit der Mamsell, die mir das Briefchen gab?“

„Ja.“

„Daß ich nicht lüge, (sich besinnend) — etwa um eilfe.“

„Sprach sie Ihn selbst an?“

„Es mußte sich wunderlich schicken. Ich saß da in der Schenke, wie sie gefahren kam, und stopfte mir ein Pfeifchen auf den Weg. Ich saß noch ein Weilchen, wie sie beide herein kamen, und sah mir sie nun so an. Sie

setzte sich, und stemmte den Arm auf den Tisch und er machte sich sonst allerhand zu thun. Darauf geh ich hinaus und will mir die Pfeife in der Küche anzünden. Wer mir nach kam, das war die Mamsell, die mir das Briefchen gegeben hat, verstehn Sie mich."

„Ja, ja, ich verstehe."

„Wo geht er denn zu, lieber Freund? fragte sie mich. I wo werd' ich zugehen, sagt' ich, wieder heim ins Oberland. Kommt er durch Vollmersgrün? fragte sie weiter. Nein, sagt' ich, das bleibt mir links. — Wollt' er mir nicht den Gefallen thun, und ein paar Zeilchen beim Landrath von Parnulph abgeben, sagte sie, es wird ihm gut bezahlt werden. I nu, sagte ich, wenn man was verdienen kann, warum nicht? Darauf lief sie fort, und Gott weiß, wo sie das Zettelchen geschrieben hat. Schrecklich ängstlich

that sie, das muß wahr seyn. Sie blieb mir aber zu lange und ich ging fort.“

„Wie hat er denn da den Brief bekommen.“

„Ich war schon ein großes Stück durch den Garten hinten hinaus gegangen; da kam sie mir nach gesprungen und rief mir zu: Um Gottes willen vergeß Ers ja nicht. Und da gab sie mir ein hübsches Halstuch für meine Kinder in die Hand, denn Geld mochte sie nicht bei sich haben.“

„Gut, Freund, ich weiß nun genug;“ sagte der Landrath, und gab Befehl, dem Manne Eßen zu reichen. Aber Otto voll drängenden Gefühls, ergriff den Mann aufs neue bei der Hand, und bot ihm einen Dukaten für Philippinens Tuch. Der Mann ging den Tausch willig ein und Ottos unaufhaltsame Thränen benetzten es wie das Gewand einer Heiligen.

Der Landrath war voll Unruhe. Die Leute im Hause drangen aufs neue mit Fragen in den Ueberbringer des Briefs, er wußte jedoch nichts weiter, als was er gesagt hatte. Otto aber war seinem schmerzlichen Gefühl allein überlassen. Daß sie lebte wußte er; aber wo? wie? Er sah des Landraths Bestürzung, welche jetzt eben so groß war, als da er Philippinens Zustand noch nicht wußte. Und fragen wollte er nicht. Ob er krank gewesen war, und noch sey, daran dachte er jetzt eben so wenig als andere.

Die Leute hatten sich größtentheils vertheilt, als ihn der Landrath mit sich in sein Kabinet zog. „Sie verzeihen, sagte er hier, wenn ich Sie morgen mit dem frühesten verlasse. Ich reise in die Residenz. Auf jeden Fall liegen bei diesem Vorfall schändliche Absichten zum Grunde. Ich kenne den Kammerjunker von Hain. Leider ist er Vormund

des Mädchens und behauptet daher Rechte, die nie löblich waren."

„Aber auf solchem Wege zum Besitz des Mädchens zu gelangen, —"

„Mein Plan ist gemacht. Ich bleibe in der Residenz, und werde das strengste Auge haben auf alles, was mit Philippinen vorgeht. Ich glaube dem Fürsten und dem Vaterlande so gedient zu haben, daß man mir nicht jede Bitte zurückweisen kann. Warten Sie hier so lange es Ihnen gefällt, bis Ihre Krankheit —"

„Nein Herr Landrath. Mit dem dankbarsten Herzen reise ich morgen ebenfalls ab. Ich fürchte keinen Rückfall."

„Ueberlegen Sie es wohl. Handeln Sie ganz der Nothwendigkeit gemäß. Reisen Sie aber, so bringen Sie der Mutter (Otto blickt betroffen nieder) die Nachricht nach Ihrer besten Einsicht. Lieb ist mirs bei dem Vor-

fall, daß ihre Mutter im Hause Ihres Vaters — "

„Herr Landrath, Sie treffen hier den schwierigsten Punkt."

„Wie so? die Frau von Hain liebt ihre Tochter; sie wird erschrecken, wird weinen, aber — "

„Das ists nicht allein, was ich fürchte."

„Sie besorgen mehr, wie es scheint?"

„Leider fürchte ich eine Veränderung zu finden, die vielleicht auf die Frau von Hain Einfluß gehabt hat."

„Will Ihr Herr Vater ändern?"

„Nicht sowohl er, als andere, die auf ihn wirken."

„Ein neuer schlimmer Zufall." (Sieht nachdenkend vor sich hin.) Ich verlange keine weitern Aufschlüsse, da Sie mir dies sagen. Aber ich kenne das Zartgefühl der Frau von Hain. Sie wird Bedenklichkeiten finden,

wenn ich ihr den Vorschlag mache, in Vollmersgrün zu leben."

„Ich will alles thun, was zu ihrem Vortheil beitragen kann, und darüber (drückt dem Landrath die Hand) mein eignes Mißgeschick vergessen."

„Junger Mann! — Doch nichts weiter jetzt. Ich habe an dem genug."

Die Nacht verging mit Vorbereitungen zur Reise. Jeder im Hause war beschäfftigt; keiner sprach viel. Kaum graute der Morgen, so rollten die Wagen des Landraths und Ottos vor. Rührend war der Abschied. Beide gingen einer verworrenen Zukunft entgegen.

In Ottos Brust herrschten die widersprechendsten Gefühle. Innige Theilnahme machte den Schmerz über Philippinens so auffallende Entfernung ungleich größer. Wie sollte er sich selbst darüber beruhigen? Wie

ihrer Mutter die Nachricht beibringen? Der Landrath hatte gesagt, daß der angebliche Brief, den Philippinens Entführer, ihres Vaters Bruder, ihr gezeigt hatte, nicht wirklich von ihrer Mutter sey: und doch glaubte er es in gewissen Momenten, wegen der Verwirrung, die jetzt in seinem väterlichen Hause herrschte. Dieser Verwirrung kam er mit jeder Meile näher, von der er sich lieber entfernt hätte. — Thränen stürzten aus seinen Augen, da Gottesheim vor ihm lag. Als Vaterstadt war ihm der Ort theuer; die Gebeine seiner Mutter ruhten da, und doch sollte er ihn jetzt hassen.

Es war still im Hause, da er abstieg. Der ehrliche Jakob kam ihm nicht entgegen; nur die Frau von Hain blickte durchs Fenster. — Er trat ein; niemand bewillkommte ihn freundlich. Ein Dienstmädchen sagte ihm, der Herr Geheimerath sey in Wochau. —

Bitter fuhr ihm dieser Name durchs Herz, und doch sollte er gut vorbereitet bleiben, um mit der Frau von Hain zu sprechen, welche er jetzt kommen hörte.

Ein stiller verhaltener Gram lag auf ihrem Gesichte, da sie ihm näher trat. Und doch freute sie sich über Ottos Rückkehr. „Es ist mir lieb, Herr Assessor, sagte sie zu ihm, da sie beide in der Stube waren, daß ich Sie allein empfangen kann. Jakobs Brief wird Ihnen vorläufig gesagt haben, daß in Ihrem väterlichen Hause eine Veränderung vorgehen wird."

„Aber welche? — das sagte der ehrliche Mann nicht."

„Sie werden ihn entschuldigen. Er vermuthete wie ich bloß, was geschehen würde. Jetzt wissen wir es bestimmter."

„Und was, gütige Frau, was?"

„Daß meine Geschäffte künftig von der zweiten Gemahlin des Herrn Geheimenraths — —“

„Also wirklich! Mein Vater und Fräulein Mathilde!“

„Ja so ists. Als herzliche theilnehmende Freundin darf ich Ihnen wohl nicht sagen, daß Ihre künftige Lage Ihnen vieles zu bedenken giebt. Sie wür — —“

„Was soll ich bedenken? Dies Haus fliehen; das verlangt mein neues Verhältniß.“

„Das Beste würde es seyn. Ihre Kenntnisse werden Ihnen das ersetzen helfen, was Ihnen am alltäglichen physischen Leben abgehen sollte.“

„Sorgen Sie für mich nicht. Ich werde arbeiten und leben. Aber mit Recht bin ich für das Leben einer Person besorgt, die — —“

„Die dieser Sorge werth ist. — Sie treffen meine Gedanken. Der ehrliche Jakob ist alt, wer sollte —"

„Edle, edle Frau. An diesen dachte ich jetzt nicht, so sehr er auf meine Vorsorge Ansprüche hat. Sie stehen meiner Theilnahme näher."

„Ich danke Ihnen. Mir wird Gott helfen. Zwar weiß ich vor der Hand nicht, wohin ich sogleich mich wenden soll; allein —"

„Darf ich Ihnen im Namen eines biedern Mannes einen Vorschlag thun?"

„Sie überraschen mich."

„Der Landrath von Parnulph bietet Ihnen Vollmersgrün zum Aufenthalt an."

„Sie nennen ihn mit Recht einen biedern Mann. Ja wohlthätig ist sein Anerbieten; aber bedenken Sie wohl; meine Tochter, wie Sie selbst werden gesehen haben, genießt durch ihn schon so viel —"

„Diese —"

Jetzt war Otto bei dem kritischen Augenblick, dieser herzlichen Mutter Philippinens auffallende Entfernung von Vollmersgrün mitzutheilen. Sein gutes Herz hatte ihn bis jetzt rasch mit Feuer sprechen lassen; aber dieser Augenblick hemmte seine Sprache, und forderte ihn zur möglichsten Besonnenheit auf. Er sagte ihr, daß der Landrath und Philippine bei seiner Abreise von Vollmersgrün eiligst in die Residenz des Herzogs gereist wären, und wahrscheinlich so bald nicht zurückkommen würden. Der Landrath würde es daher schon von der Seite gern sehen, wenn sie während seiner Abwesenheit in Vollmersgrün lebte.

Allerdings mußte schon diese Nachricht die Frau von Hain befremden; da sie wußte, wie so gern der Landrath das Leben in Vollmersgrün jedem andern vorzog. Und daß er

in die Residenz mit ihrer Tochter gereist war, um da eine zeitlang sich aufzuhalten, mußte ihr nur noch mehr auffallen. Ihr Herz befürchtete vielleicht in diesem Augenblick eine Kabale von Seiten ihres Schwagers, nur dachte sie zu menschlich, um ihren Verdacht sogleich zu gestehen. Ihr unruhiger Ausruf: — „Nach Tornhofen! In die Residenz! —" verrieth nur zu deutlich, daß sie von der Ortsveränderung ihrer Tochter nicht unterrichtet, daß daher auch das Philippinen vorgezeigte Billet untergeschoben war. Sie setzte hinzu: — „Wissen Sie von gar keiner Veranlassung?"

„Aus den Aeußerungen des Herrn Landraths ist der Kammerjunker von Hain die Ursach;" erwiederte Otto.

„O Gott! wenn nur mein Kind in den Händen des Landraths ist."

Sie entfernte sich. Ihre Seele war sichtbar bewegt. Otto war damit zufrieden. Ach die volle Gewißheit dieser zarten Mutterseele zu sagen, wäre grausam gewesen. Er ging auf seine Stube und fand unter mehrern eingegangenen Briefen ein Schreiben mit dem herzoglichen Wappen. Hier den Inhalt:

„Ihro Durchlaucht haben die neulichst Ihnen vorgelegten Verbesserungsvorschläge des zeitherigen Assessors von Felseck über das Floßwesen im Rauerbacher Bezirk und über die Anlegung eines schiffbaren Kanals mit Wohlgefallen gegründet befunden, und beauftragen hierdurch denselben höchstgnädigst, um einen so wichtigen Unternehmen die möglichste Vollständigkeit zu geben, unverzüglich zu diesem Zweck unter dem Charakter eines Bergraths eine Reise zu un-

ternehmen, nach ihrer Beendigung aber die gemachten genauen Bemerkungen zur vortheilhaftesten Ausübung zu bringen. Ihro Durchlaucht haben zur Ausfertigung des Diploms und daß ihm die nöthigen Reisekosten ausgezahlt werden sollen, Befehl ertheilt; weshalb sich derselbe schleunigst in Höchstderoselben Residenz zu verfügen hat.

Franz Adolph."

Ende des ersten Bandes.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmiedtgen, Johann Gottfried Daniel,

Die Liebe am See bei Vollmersgrün

Bd.: 1

Eisenberg 1807

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.165(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090261-3